

Wenn er es doch aufgeschrieben hätte ...
Wenn es dasteht, kann der nächste es lesen, wann er will,
er kann sich seine Stimmung, sein Alter
und seine Aufnahmebereitschaft dazu aussuchen
und sich nehmen von dem, was drinsteht.

(Heinz Knobloch in „Man sieht sich um und fragt“)

Vorwort

Als mein Vater 2005 starb, hat er einen Karton voller Briefe und Papiere und diverse Fotos hinterlassen. Zehn Jahre später habe ich begonnen, diese durchzusehen und zu sortieren.

Da sind die Briefe von Soldaten, bekannten und unbekanntem, noch aus den letzten Kriegsjahren an meine Mutter. Sicher konnten sie nicht so schreiben, wie sie dachten und doch ist in den meisten wenig von Kriegsbegeisterung zu spüren.

Können wir Nachgeborenen uns wirklich in die um 1900 Geborenen versetzen? Sie haben ihre Heimat verloren, mit der sie fest verwurzelt waren, die Orte in denen seit Generationen schon ihre Vorfahren gelebt hatten. Aus ihrer näheren Umgebung sind sie kaum herausgekommen.

Elisabeth Raasch, die noch nach dem Krieg in Pommern ist, schreibt über die Zustände in der alten Heimat. Vermutlich hat sie wirklich nicht gewusst, dass auch die meisten Polen Vertriebene waren, die nicht freiwillig in den jetzt unter polnischer Verwaltung stehenden ehemaligen deutschen Osten gekommen sind und was Deutsche in Polen und der Sowjetunion angerichtet haben. Sie sieht nur, dass die Deutschen jetzt leiden müssen, die wohl in der Mehrzahl nie jemand persönlich Leid zugefügt haben.

Ich habe meinen Vater einmal gefragt, ob ihnen nicht mulmig war, auf dem Schiff die gleiche Route zu fahren, auf der kurz vorher die „Gustloff“ gesunken war. Davon hatten zumindest die einfachen Soldaten nichts gewusst. Es gab für sie kein Radio, keine Zeitungen.

Es ist zu vermuten, dass die meisten einfachen Menschen mehr oder weniger ahnungslos waren, durch die faschistische Propaganda beeinflusst, ohne selbst überzeugte Nazis gewesen zu sein.

Und Hans Peter? War er „Revanchist“ oder trauerte er nur seinem zerstörten Leben nach? Als Hauptmann und in der SA war er sicher nicht ganz ahnungslos. Ich habe ihn nie kennen gelernt.

Von der Jugendzeit meiner Großeltern Elsbeth und Gustav Peter und deren Geschwistern weiß ich nichts. Ihre Vorfahren haben wahrscheinlich schon seit Jahrhunderten in den Dörfern um Kolberg gelebt. Die Vorfahren von Elsbeth waren einfache Menschen, die von Gustav sicher auch.

Noch weniger weiß ich über die Vorfahren meines Vaters.

Waldtrauts Mutter Elsbeth, meine Großmutter, schrieb bis zu ihrem Tod 1970 viele Briefe, in alter deutscher Schrift.

Es gibt mehrere alte Fotoalben. Die Fotos sind meist nicht beschriftet, bei einigen habe ich eine Vermutung, wer die Personen darauf sind, bei vielen weiß ich es nicht.

Aus den Briefen meiner Eltern habe ich meinen Vater und meine Mutter neu kennen gelernt. Nur wenige ihrer Generation sind noch am Leben. Ich danke der 1935 in Naugard geborenen Christa Puchert, geb Miller, die mir noch einige Auskünfte geben konnte.

Die Kenntnisse über die Vorfahren der Familie Storm verdanke ich hauptsächlich Renate Achterberg, einer Cousine meiner Mutter, die Kopien der entsprechenden Kirchenbucheinträge (vermutlich waren die für den sogenannten Ahnenpass bestimmt) meiner Mutter einmal gegeben hatte.

Zum Verständnis der Gegebenheiten während der letzten Kriegsjahre, der unmittelbaren Nachkriegszeit und der DDR-Zeit habe ich im Internet recherchiert, ohne die genauen Quellen anzugeben. Auf persönliche Kommentare zu den Briefauszügen habe ich verzichtet. Einiges habe ich auch dem Buch „Mein Leben mit meiner Familie“ von meinem Vater entnommen, besonders im Kapitel über ihn und über die Zeit ab 1964.

Zitate aus den Briefen sind kursiv gedruckt, während dem Internet oder Büchern entnommene wörtliche Formulierungen nur in Anführungszeichen erscheinen.

Gabriele Lehmann, 2018



Pommern 1905

- ① Kolberg – Kołobrzeg
- ② Treptow – Trzebiatów
- ③ Naugard (Stadt) – Nowogard
- ④ Henkenhagen – Ustronie Morskie

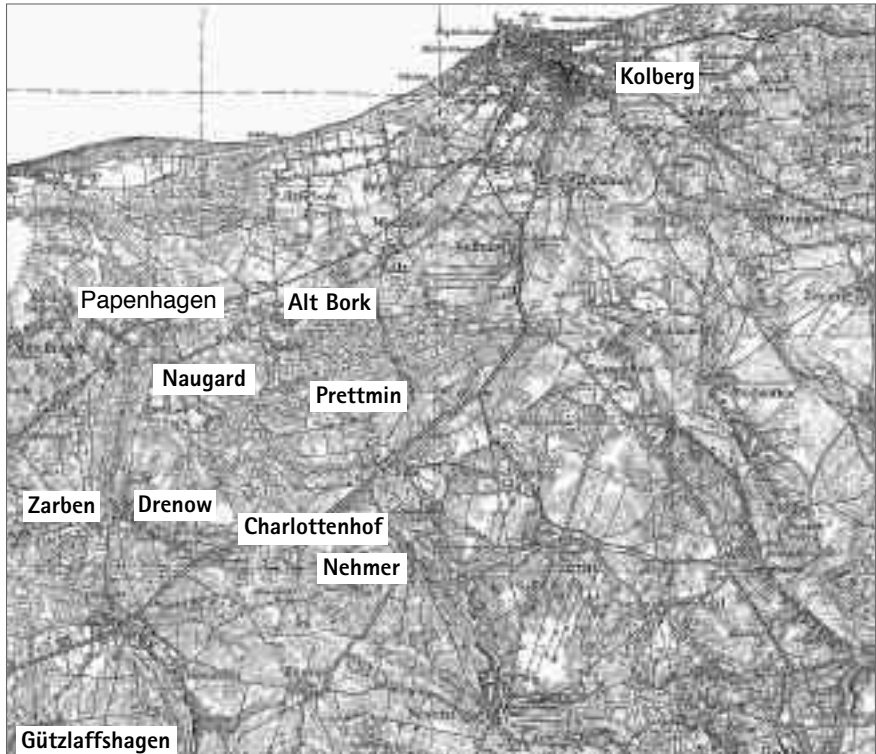
Ortsnamen deutsch und polnisch

Alt Bork	Stary Borek
Charlottenhof	Boguślawiec
Drenow	Drzonowo
Gützlaffshagen	Gosław
Langenhagen	Karcino
Papenhagen	Głowaczewo
Naugard (Dorf)	Nowogardek
Prettmin	Przećmino
Zarben	Sarbia
Nehmer	Niemierze

Waldtraut Peter

Naugard in Pommern

Unsere Vorfahren mütterlicherseits stammen aus Pommern, aus der Umgebung von Kolberg.



Kreis Kolberg-Körlin

Waldtraut Peter wurde 1925 in dem kleinen Dorf Naugard (poln.: Nowogardek) geboren, nicht zu verwechseln mit der Stadt Naugard (Nowogard), nordöstlich von Stettin.

Der Ort wurde zum erste Mal 1320 als „Parvum Naugard“ (gard (slawisch) – Stadt, Burg; parvum (lat.) – klein) erwähnt, war 1628 unter dem Namen „Neugarten“ Eigentum der Stadt Kolberg, seit 1756 hieß das Dorf Naugard, bis 1945. 1866 gab es 40 Wohnhäuser und eine Schule.

Im Internet heißt es: „Die Gemeinde Naugard war Anfang der 1930er Jahre eine Landgemeinde im ehemaligen Kreis Kolberg-Körlin in der Provinz Pommern mit einer Flächengröße von 4,2 km². Innerhalb der Gemeindegrenzen gab es vier Wohnorte, mit 37 bewohnten Wohnhäusern.“ Die vier Wohnorte waren: Naugard, Eisenbahnhaltestelle Papenhagen, Gut Papenhagen und Ziegelei Papenhagen.

„Die Gemeinde Naugard hatte 1925 eine Wohnbevölkerung von 270 Einwohnern in 53 Haushaltungen. Alle 270 Einwohner waren 1925 Protestanten.“

Das evangelische Pfarramt lag in Zarben (Sarbia), woher auch einige der Vorfahren stammen.

Für 1937 werden für Naugard 217 Einwohner in 48 Haushalten angegeben, Bürgermeister war Gustav Peter und erster Lehrer Fritz Steingräber. Gustavs Schwester, Margarethe Peter, unterrichtete an der Schule Handarbeit.

1967 und 1970 waren Waldtraut und Kurt in Naugard, um Waldtrauts Geburtsort zu besuchen. Waldtrauts Bericht darüber ist leider verlorengegangen. Kurt schreibt 2005 an Erika und erwähnt dabei auch den Besuch 1967, als sie gemeinsam mit einem polnisch sprechenden Ehepaar Waldtrauts Heimat besucht haben: *„Die beiden Frauen, um die 50 Jahre alt aus Litauen, die neuen Bewohner und Nutzer, von Stalin vertriebene Polen, äußerten sich sehr pessimistisch. Schon tags darauf würden sie auf Strümpfen nach ihrer angestammten Heimat zurücklaufen, wenn das nur möglich wäre. Das erklärt wohl auch, daß sie irgendwann, aus welchem Grunde auch immer, aufgegeben haben. Es war wohl auch nicht zu erwarten, daß sie den Willen und die Kraft aufbringen würden, das Gehöft rundum zu erhalten.“*



Naugard 1967. Ganz links, mit dem Rücken zum Betrachter, Waldtraut.

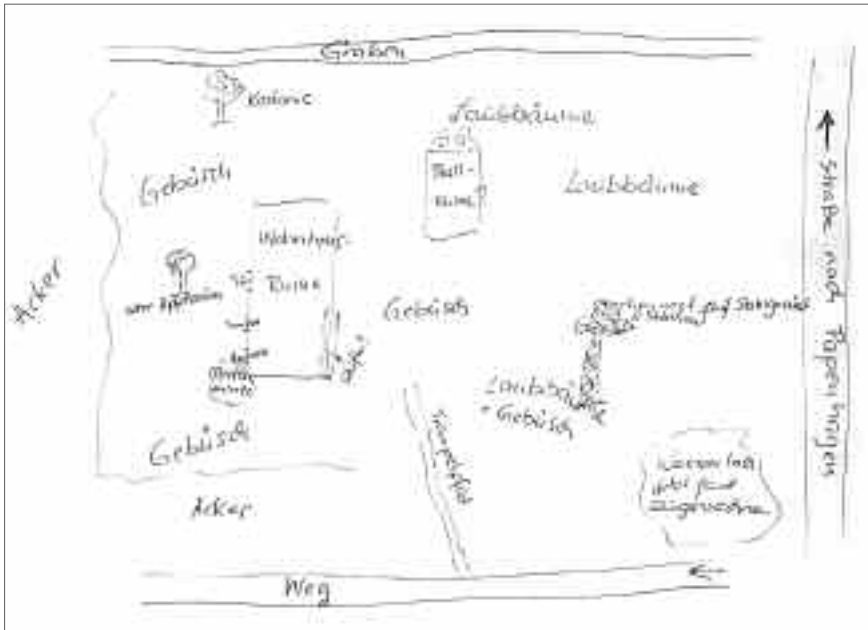
Waldtrauts Schwester Erika reiste im Juli 1974 nach Kolberg und besuchte bei dieser Gelegenheit auch ihr Elternhaus in Naugard. *„Gestern waren wir zu Hause. Auf Rühchels Seite wohnt der Bauer mit Frau und Oma.“* Nur der alte Kuhstall steht noch. *„Von den übrigen Stallungen [...] existiert nichts mehr.“* Auch die Scheune ist neu. Am Wohnhaus sind teilweise die Fenster kaputt. *„Das Schlafzimmer unserer Eltern wird wohl auch nicht benutzt. Man sah nur Spinnweben und keine Gardinen. Bei meinem Zimmer winkte der Bauer auch nur ab und sagte: kaputt! An Rühchels Seite wird die alte Küche wahrscheinlich gar nicht mehr benutzt; die Leute kochen in ‘Gertrudes Zimmer’ [...] Es sieht alles doch sehr verändert aus, so richtig meine Heimat ist das nicht mehr.“*

Im Mai 2005 fuhr Kurt mit seiner zweiten Frau Ruth in Waldtrauts Heimatdorf. Mit Hilfe eines Planes von Naugard, gezeichnet von Christa Puchert (Miller), geb. 1935 in Naugard, und einiger Hinweise von Erika suchen sie das Grundstück. *„Kurz vor Nowogardek über die Brücke vom Fließchen Spiebach Richtung Papenhagen [... Vom] eingeschlafenen Bahnhof Papenhagen [...] sah man den Kirchturm von Langenhagen [...] Von einem Gehöft war nichts erkennbar, niemand hätte abseits der Straße dort ein früheres Anwesen vermutet [...] das war mal Peters Zuhause [...] Eine übersichtliche Orientierung und Einordnung der Mauerreste zu ehemaligen Gebäuden und ihrer Nutzung*



Das Grundstück von Peters in Naugard, 1939

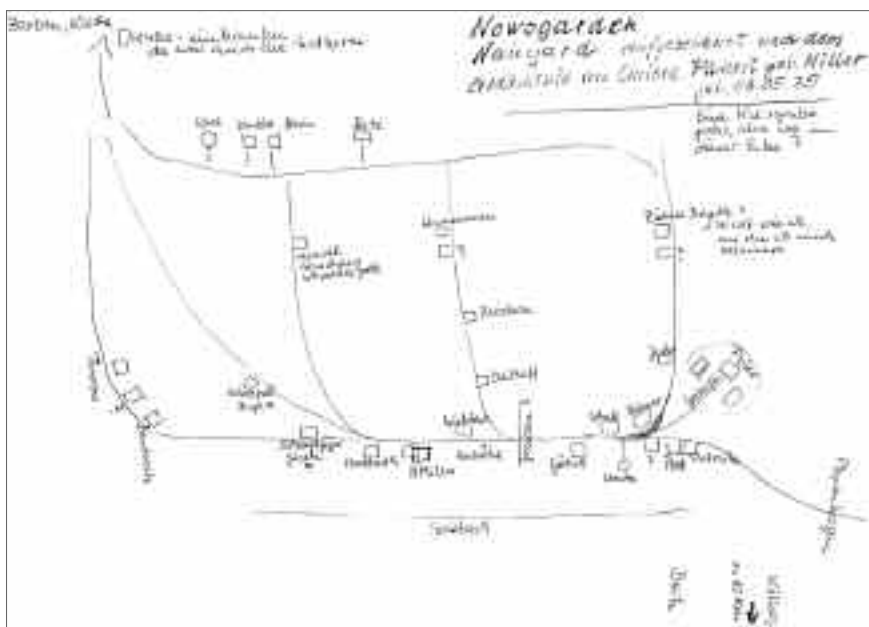
war [...] nicht gut möglich [...] Wir konnten nur vermuten, diese Ruinenstelle von etwa 1-2 m Höhe war wohl das Wohnhaus. Andere Reste deuteten eher auf einen Stall oder sonstiges Nebengebäude hin. Man sah z. Bsp. eine Eingangstür, auch Kellerfenster. Alles umwachsen und bewachsen mit Obstbäumen [...] dichtem 2-3 m hohem Gestrüch und viele richtige große Laubbäume.“



Grundstück Peter in Naugard. Zeichnung von Ruth Lehmann nach dem Besuch im Mai 2005



Das war übrig im Mai 2005



Plan von Naugard
2004 nach der Erinnerung aufgezeichnet von Christa Puchert, geb. Miller

Im Internet werden für 1937 folgende Familien angegeben: „Baatz, Basler, Beiersdorf, Block, Blödorn, Bohlmann, Bonneß, Buntrock, Chopard, Deitlaff, Dähn, Erdmann, Goetsch, Hackbarth, Hannemann, Henke, Hensel, Jahnke, Juds, Krüger, Kummrow, Kurth, Lambrecht, Lemke, Miller, Oesterreich, Ollhoff, Otto, Pautz, Peter, Potratz, Rietz, Schmidt, Schrepel, Schuhmacher, Schwertfeger, Steingräber, Storm, Thurow, Treder, Treichel, Venzke, Waldow, Wangerin, Wilke, Woller, Ziemer.“

Viele dieser Name tauchen in den Briefen aus den 1940er und frühen 1950er Jahren auf, Peter, Storm, Woller und Ziemer sind Namen unserer Vorfahren. Die Familien Peter und Miller (Herbert und Alma mit den Töchtern Christa, verh. Puchert, und Siegrid, verh. Hurtienne) waren befreundet.

Elsbeth Peter, geb. Storm

Elsbeth Bertha Karoline Storm wurde am 9. Juli 1893 in Naugard geboren. Sie war das jüngste von sieben Kindern. Die Geschwister waren: Marthalene (*1877, verh. Ziemer), Johannes (*1879, verh. mit Martha Anna Marie Zühlke), Gustav (*1881, verh. mit Magdalene Butenhoff), Anna (*1886, verh. Kurth), Martha (*1884) und Elisabeth (*1890, verh. Rauffmann). Bis auf die beiden jüngsten, Elisabeth und Elsbeth, deren Geburtsort Naugard ist, sind die Geschwister im nur wenige Kilometer entfernten Zarben geboren.

Elsbeth erinnert sich in einem Brief an ihre Kinderzeit: „[...] *wie meine Mutter Brotteig mit Kreude vermischte und solche Kugeln von machte. Das waren dann unsere Pfefferkuchen und wie glücklich waren wir und wenn dann noch eine Schürze oder ein Halstuch dazu kam, dann kannte unsere Freude gar keine Grenzen.*“ Kreude ist die Essenz, die durch Auspressen von Obst und anschließendem Eindicken gewonnen wird und findet zum Würzen und Veredeln von Speisen Verwendung. In manchen Gegenden wird auch Pflaumenmus als Kreude bezeichnet.

Elsbeths Eltern waren der 47-jährige Eigentümer (Besitzer eines Hauses und einer Hofstelle, Bauer oder Büdner) August Storm und die 44-jährige Wilhelmine, geb. Pape, die 1876 geheiratet hatten. Für den Geburtsnamen der Mutter gibt es unterschiedliche Schreibweisen, Pap/Paap/Pape, vermutlich existieren noch weitere Varianten. Geboren wurden beide in Zarben und sind dann in Naugard sesshaft geworden.



Waldtraut war das dritte Kind von Gustav Peter (1886-1947) und Elsbeth Storm (1893-1970). Beide wohnten in Naugard und heirateten dort am 26. Juli 1919. Gustav war 33, Elsbeth 26 Jahre alt.

Das erste Kind, ein Sohn, Waldemar, wurde am Heiligabend 1919 geboren und starb im Februar 1921.

Am 15. April 1921 wurde die erste Tochter geboren und auf den Namen Erika Margarethe Elisabeth getauft, vermutlich nach den beiden Schwestern des Vaters.

Rechts: Waldtraut und Erika



Hochzeit von Elsbeth Storm und Gustav Peter, 1919

Schließlich kam vier Jahre später als zweite Tochter am 24. März 1925 Waldtraut zur Welt. Sie wurde auf den Namen Waldtraut Martha Maria getauft.

Es gibt nur sehr wenige Fotos aus der Zeit, als die beiden Kinder waren.

Gustav Peter

Gustav Peter war der älteste Sohn des Eigentümers Hermann Peter und seiner Frau Rosalina/e, geb. Ziemer. Er wurde am 13. Dezember 1886 in Naugard geboren.

Am 20. Juni 1888 kam Elisabeth zur Welt, am 1. Dezember 1889 Margarethe und am 19. Dezember 1891 der jüngste Sohn Johannes.



Gustav Peter im I. Weltkrieg

Johannes (Hans) wurde Lehrer und heiratete (wahrscheinlich 1921) Marie Liermann. Als er Waldtraut zur Eheschließung gratuliert, schreibt er: *„Hoffentlich klappt es auch bald mit der eigenen Wohnung, denn auch die trägt zum Eheglück sehr viel bei. All die Neuanschaffungen sind bei dem kleinen Lehrergehalt ja keine Kleinigkeiten, doch wenn es Dir möglich ist, vorläufig noch im Dienst zu bleiben, werdet Ihr auch das schaffen. Mir ging es ja einst vor 30 Jahren auch so.“*

Frauen, vor allem in Westdeutschland, hörten spätestens mit der Geburt des ersten Kindes auf zu arbeiten. 1958 bis 1977 hieß es im Bürgerlichen Gesetzbuch „Die Frau führt den Haushalt in eigener Verantwortung. Sie ist berechtigt, erwerbstätig zu sein, soweit dies mit ihren Pflichten in Ehe und Familie vereinbar ist.“

„Zwar lagen die Verhältnisse damals doch noch viel günstiger für uns trotz der Inflation“, schreibt er weiter. Die deutsche Inflation von 1914 bis November 1923 war eine der radikalsten Geldentwertungen. Mit dem Ende des Krieges 1918 hatte die Mark bereits mehr als die Hälfte ihrer Kaufkraft verloren, im Oktober 1921 hatte sie noch ein Hundertstel ihres Wertes vom August 1914, im Oktober 1922 nur noch ein Tausendstel. Das Porto für einen Brief kostete am 3. November 1923 100 000 000 Mark, am 9. November 1 000 000 000 Mark und am 15. November 10 000 000 000 Mark. Durch die Währungsreform am 15. November 1923 wurde die Inflation beendet. Aus 1 000 000 000 000 Mark wurde eine Mark.

Hans und Marie wohnten in der Stadt Naugard in der Gartenstraße 48. Am 14. Juni 1925 wurde Sohn Horst geboren. Der knapp 19-Jährige wurde seit dem 12.2.1944 vermisst und später für tot erklärt.

Elisabeth (Lisbeth) heiratete 1925 Gustav Raasch, sie lebten in Treptow an der Rega, hatten keine Kinder.

1944 sucht Waldtraut einen neuen Mantel und bittet ihre Tante Lisbeth, sich in Treptow danach umzusehen. Die schreibt ihr am 8. März 1944: *„Mit den Mänteln sieht es hier recht mies aus. Ich bin überall hingewesen. Bei Kaiser sind überhaupt keine mehr, hoffen aber ‘vielleicht’ nächste Woche wieder welche zu bekommen.“*

Margarethe (Grete) blieb unverheiratet (warum ist nicht bekannt), lebte bei der Familie ihres Bruders Gustav und später bis zu ihrem Tod bei ihrer Nichte Waldtraut.



Von r.: Elisabeth, Margarethe, Gustav Peter, unbekannt, Johannes Peter; 1912



Waldtrauts Einsegnung, 1939

Ganz links Elisabeth und Gustav Raasch, in der Mitte Waldtraut, rechts und links daneben ihre Eltern Gustav und Elsbeth Peter, vorne rechts Erika

Waldtraut und ihre Mutter,
1934



Waldtraut als Fünfjährige, 1930

Waldtraut, davor Elsbeth Peter,
geb. Storm (links)
und Margarethe Peter (rechts),
1930



Gustav und
Elisabeth Raasch

Hochzeit 1925



Krieg

Waldtraut ist 1939, bei Beginn des Krieges, 14 Jahre alt, der Krieg ist damals wohl noch weit weg. Später steht sie im Briefwechsel mit einigen Soldaten, die ihn hautnah erleben.

Paul Hardt unterzeichnet seinen ersten Brief vom 8. Dezember 1943 aus Neisse in Oberschlesien (bei Breslau, poln. Nysa) als Schulkamerad. *„Nachdem ich nun in der Kaserne gelandet bin.“*

Er spricht Waldtraut mit „Du“ an, was damals nicht üblich ist, und erklärt: *„Liebes Mädel, ich bin der Meinung, daß, wo wir uns früher schon kannten, ein ‘Sie’ zwischen uns gar nicht nötig ist, denn wenn ich mich nicht irre, waren wir in Henkenhagen schon mal zusammen und duzten uns.“*

Er war und ist wohl verliebt in Waldtraut, wusste aber ihre Adresse nicht, bis er sie in Kolberg wiedersah. *„Ich habe jetzt Erholungsurlaub eingereicht. Falls er genehmigt wird, bin ich innerhalb von 14 Tagen wieder in der Heimat. Wenn es dem kleinen Mädel, das ich so gerne mag recht ist, könnten wir uns ja mal an einem Sonntagnachmittag in Kolberg treffen. Ich bitte dieses kleine, nette Mädel nochmals, auf diesen Brief zu antworten.“* Nachdem sie in Henkenhagen waren, war Paul an der Front und vier Monate im Lazarett, ist auch *„im fernen Osten“* mit seinen Gedanken oft bei ihr, *„des Nachts, wenn ich allein auf Posten stand [...] Vielleicht wird aus diesem Traum, den ich oft hatte, mal Wirklichkeit.“*

Geantwortet hat Waldtraut wohl, denn es sind mehrere Briefe von Paul erhalten. Am 29. Juni 1944 schreibt er aus Dänemark: *„Man freut sich hier im Auslande, wenn man mal von einem netten Mädel aus der Heimat Post erhält, denn das ist ja noch das einzige, woran man Freude hat. Du schreibst, Du könntest mich hier an der Schlagsahnefront direkt beneiden. Liebe Waldtraut, ich wollte gerne mit Dir tauschen, ich wollte auf das ganze gute Essen hier verzichten, wenn ich nur in der Heimat sein könnte, das heißt natürlich zu Hause. Hier kann einem die Lust zum Ausgehen vergehen, wenn man die jungen Zivilisten mit einem Mädel im Arm spazieren gehen sieht, Wenn man mal in ein Lokal kommt, darf man zusehen, wie sie sich drehen. Glaube mir, wenn ich so etwas sehe, dann gehe ich schon lieber auf die Stube und suche mir irgendeine Beschäftigung. Auf das Tanzen jetzt im Kriege will man gerne verzichten, aber unsere schönen Jugendjahre gehen dahin und man hat nichts*



Waldtraut, 1939

davon [...] Wie ich aus Deinem Brief sehe, sind die Flieger auch schon über Deinem Ort gewesen. Solange sie nicht abladen geht es ja, aber ich befürchte, daß, wenn das Korn in der Scheune ist, auch unsere Heimat mal bepflastert wird [...] Hier ist noch kein Engländer gewesen, hoffentlich kommen sie hier auch nicht her, denn was Bombenhagel heißt, habe ich gelernt. Habe hier meinen Führerschein auf Holzgasmotor erweitert [...] Heute habe ich nun leider die Prüfung gemacht, wer weiß was jetzt kommt [...] Hoffentlich hat der Krieg bald ein Ende, daß wir mal wieder in die Heimat kommen [...] müßte ja bald die Entscheidung fallen. Es soll nur noch am Engländer liegen, wenn der kaptuliert, machen wir auch Schluß.“

Dänemark war seit dem 9. April 1940 von den Deutschen besetzt. „In Deutschland reden alle von der Schlagsahnefront, wenn man erzählt, dass man in Dänemark stationiert ist [...] Langeweile hat nichts mit Schlagsahne zu tun. Immer mehr Kameraden werden trübsinnig, melden sich freiwillig zur Ostfront [...] Der Wehrsold wird in dänischen Kronen ausgezahlt, und hier in Dänemark kann man alle Lebensmittel einkaufen, die das Herz begehrt: Butter, Eier, Zucker, Speck, Weißbrot. Hier gibt es keinerlei Beschränkungen, keine Lebensmittelkarten. Gute Ernährung ist aber noch lange keine Schlagsahnefront [...] Die Dänen sind nicht gerade freundlich, wenn sie uns Deutsche sehen.“ (Wimmer Wilkenloh: Donnergrollen: Der fünfte Fall für Jan Swensen)

In einem Brief vom 1. September 1944 schreibt Paul an die „*liebe kleine Waldtraut*“: „*Erhielt gestern Deinen lieben Brief vom 24.8. mit den kleinen Blümlein [...] Ich war enttäuscht über den Absender, daß viele Mädels und Frauen zum Osteinsatz gekommen sind wußte ich, aber ich hatte nie damit gerechnet, daß Du zu diesem Einsatz kommen würdest. Du wirst Dir denken können wie wir Soldaten gestimmt sind, wenn wir Post erhalten und unsere Mädels sind nicht mehr zu Hause [...] Leider ist es in diesem Kriege nun schon soweit gekommen, daß man die Frau mit dem Mann fast auf die selbe Stufe stellen will, man denkt hierbei vielleicht an die russische Weiblichkeit, aber man vergißt hierbei, daß die russische Frau eine ganz andere Erziehung genossen hat und dementsprechend in allem abgehärtet ist.“*

Die Mädchen kamen mit 14 Jahren zum BDM (Bund Deutscher Mädels, dem weiblichen Zweig der Hitlerjugend). Hier konnten sie gemeinsam etwas unternehmen, kamen mit Mädchen ihres Alters zusammen, konnten sich sozial engagieren. Bei dem „Osteinsatz“ handelt es sich vermutlich um einen Einsatz in den okkupierten Gebieten in Osteuropa um dort „Volksdeutsche“ und „Deutschstämmige“ zu betreuen. Paul erwähnt, „*daß Ihr antreten müßtet und singend durchs Dorf marschieren*“.

Kurz darauf sollte er nach Jüterbog zur „*allgemeinen Artillerie*“ versetzt werden, wurde unterwegs krank und nach Flensburg ins Lazarett geschickt. Von dort schreibt er am 18. September an Waldtraut: „*Mein erhoffter Urlaub ist mal wieder ins Wasser gefallen. Warten wir eben bis zum Kriegsende.*“



1944

Datiert vom 7.11.44 erhält Waldtraut einen Brief aus dem „Osten“ von dem ihr unbekanntem Franz Beck. Er wollte „*durchaus mit einem Mädels aus Norddeutschland in Briefwechsel treten*“, ist aus Süddeutschland „*und möchte die Gegensätze gern kennen lernen, über die soviel gesprochen wird*“. Waldtrauts Adresse hat er von ihrem Cousin Martin Storm erhalten. Der unbekanntem Soldat strebt „*einen regen und aufrichtiger Grundlage aufgebauten Briefverkehr*“ an. Franz Beck ist fast 22 Jahre alt und „*leider schon 3 Jahre beim Kommiss*“. Er hofft, Post von Waldtraut zu bekommen. „*Sie machen damit einem Soldaten eine Freude.*“

Waldtraut hat ihm geantwortet. Am 15.12.1944 schreibt er: „[...] *Ich glaube es Ihnen gerne, daß Ihnen die paar Wochen in der Fremde recht gut gefallen haben. Wenn man jung ist, ist man ja recht wißbegierig, man möchte die ganze Welt sehen. Mir ging es ja genauso, mit der Zeit findet man aber immer mehr, daß es in der Heimat doch verdammt schön war, dazu trägt wohl auch bei, daß der Krieg keine Hochzeitsreise ist. Ich jedenfalls möchte wieder mal ein paar Tage zu Hause im Federbett liegen, leider kann ich mich recht schlecht daran erinnern [...] habe halt schon zu lange nicht mehr darin geschlafen [...]*

Sie machen sich allerdings falsche Vorstellungen, wenn Sie bei uns Hochgebirge vermuten. Ich wohne nämlich nördlich von Wien, da gibt es höchstens Weinberge und da ist gleich mein Beruf zu suchen, bin nämlich Weinbauer, eigentlich ein recht schöner Beruf, leider nicht mein Ideal, aber was soll man schon machen, wenn man der einzige Junge ist und es der Herzenswunsch der Eltern ist, daß man bei ihnen bleibt, so werde ich halt nach dem Kriege wieder Wein anbauen und vor allem auch trinken, denn das habe ich vor dem Krieg nicht getan, war wohl ein wenig zu solide [...]

An der pommerschen Küste war ich noch nicht. Es soll dort ja schöner sein als an der französischen, na ja, wenn der Krieg mal zu Ende ist wird man ja Gelegenheit haben, sich in Deutschland umzusehen. Aber ich glaube die Reise-lust ist einem in diesen Jahren schon ein wenig vergangen, wenn ich nur an früher denke.“

Am 17. September 1944 schreibt Bruno „*aus dem schönen Zoppot*“ an die „*Liebe Waltraut*“. Er liegt dort im Lazarett. Sie kennen sich wohl schon länger, er grüßt auch ihre Angehörigen. „*Ob ich das Bein dann wie früher gebrauchen kann, muß sich erst noch mit der Zeit erweisen [...]* Die Hoffnung besteht aber nicht, daß ich Urlaub bekomme [...] weil man mindestens 8 Wochen im Laz. liegen muß und bei mir dauert das keine 8 Wochen, im Höchsfalle 5-6 Wochen. Danach komme ich wieder zur Front zurück.“ Negativ ist, „*daß man mit allem recht knapp gehalten wird, seien es Eß- oder Rauchwaren [...]* zwei

Zigaretten am Tage ist doch ein bißchen knapp. Die Gegend an und für sich ist sehr schön. Ich habe selten so schöne Anlagen und Kurhäuser gesehen wie hier. Zoppot ist deswegen ja auch so berühmt [...] Die Ruhe hier im Laz. tut mir sehr gut, es ist wieder mal etwas anderes als immerzu der Krieg [...] im Graben. Aber wir wollen hoffen, daß dieses Jahr der Krieg, wenn nicht schon eher, zu Ende geht.“



Waldtraut, 1941

Im Juli 1946 bekommt Waldtraut einen Brief von einer Familie Schramm (Brunos Eltern?) *„Wir erhielten vor längerer Zeit einen Brief von einem Kameraden. Darin teilte er uns mit, daß Bruno Mitte März 1945 gefallen sein soll [...] Wir können es noch gar nicht fassen, daß Bruno nicht mehr zurück kommt. Wir hoffen immer noch, daß er eines Tages wieder kommt [...] Wie Sie schreiben, mußten Sie auch räumen. Es ist alles so traurig.“*

Der Kamerad hatte auch mitgeteilt wo Brunos Grab ist. *„Der Friedhof liegt im Walde [...] im Samland zwischen Pillau und Königsberg.“*

Auch zwei Briefe von Ernst Klatt finden sich unter den an Waldtraut gerichteten Briefen. Wahrscheinlich handelt es sich um den später vermissten Bruder ihrer Freundin Hedwig aus Alt Bork. Von ihm schreibt Hedwig 1946: *„Er war mit Leib und Seele Soldat“.*



Ernst Klatt ist 1944 23 Jahre alt. Waldtraut hat ihm nach Russland geschrieben, ihr Brief erreicht ihn schließlich in Griechenland. *„[...] bin ich jetzt im sonnigen Süden. Mal etwas anderes wie in Rußland. Wir lassen uns hier nun tüchtig das Fell braun brennen und im Übrigen die herrlichen Apfelsinen, Feige und Rosinen schmecken. Die gibt's hier ja in jeder Menge.“*

Am 21. Oktober ist die schöne Zeit in Griechenland vorüber. *„Im Kriege geht's*

nicht immer so, wie man gern möchte [...] Von Griechenland sind wir inzwischen ein Stück weiter nach Norden gekommen. Der Heimat näher! Leider! – Denn ich will lieber 1000 Kilometer von Deutschland entfernt kämpfen, wenn ich die Gewißheit habe, daß es vom Kriege nicht mehr erreicht wird [...] ist es hier durchaus auszuhalten. Vor allem sind die Ungarn uns sehr freundlich gegenüber. Sie kämpfen schließlich gegen denselben Gegner wie wir. Was meinst Du nun, wie lange wird der Krieg wohl noch dauern? Aber das ist ja auch gleich, bis zum Ende müssen wir ihn durchkämpfen, und das das Ende für uns sein wird, das ist mir vollkommen klar!“

Am 11. Februar 1945 schreibt er: *„Habt Ihr auch schon Bange vor dem Iwan? Doch wohl nicht! Denn bis zu uns nach Hause kommt er nun doch nicht. Zwar hat Euer schöner Pommernwall nicht viel genützt, denn er ist von einer anderen Seite gekommen. Aber jetzt sind wir ja hier und passen auf [...] Ich bin jetzt wirklich an der pommerschen Front mit meinem Panzer. Und in wenigen Wochen werden wir wieder hinten in Rußland sein und den Iwan jagen. Nur hat das viele Jagen nicht viel Sinn, denn er hat zu viel Platz zum ausweichen. Darum lassen wir uns jetzt noch ein wenig Zeit, um ihm dann ein paar richtige Schläge zu versetzen, daß er möglichst für immer genug hat! Was macht denn der pommersche Volkssturm dort? Sind doch sicher auch schon verschiedene ausgerückt an die Front, oder? Als wir hierher kamen, war die Front hier ja nur noch vom Volkssturm besetzt. Haben sich auch zum Teil ganz gut geschlagen [...] man ist der Heimat so fremd geworden. Und ehe man sich wieder so daran gewöhnt ist die Zeit [der Urlaub] schon wieder vorüber [...]“*

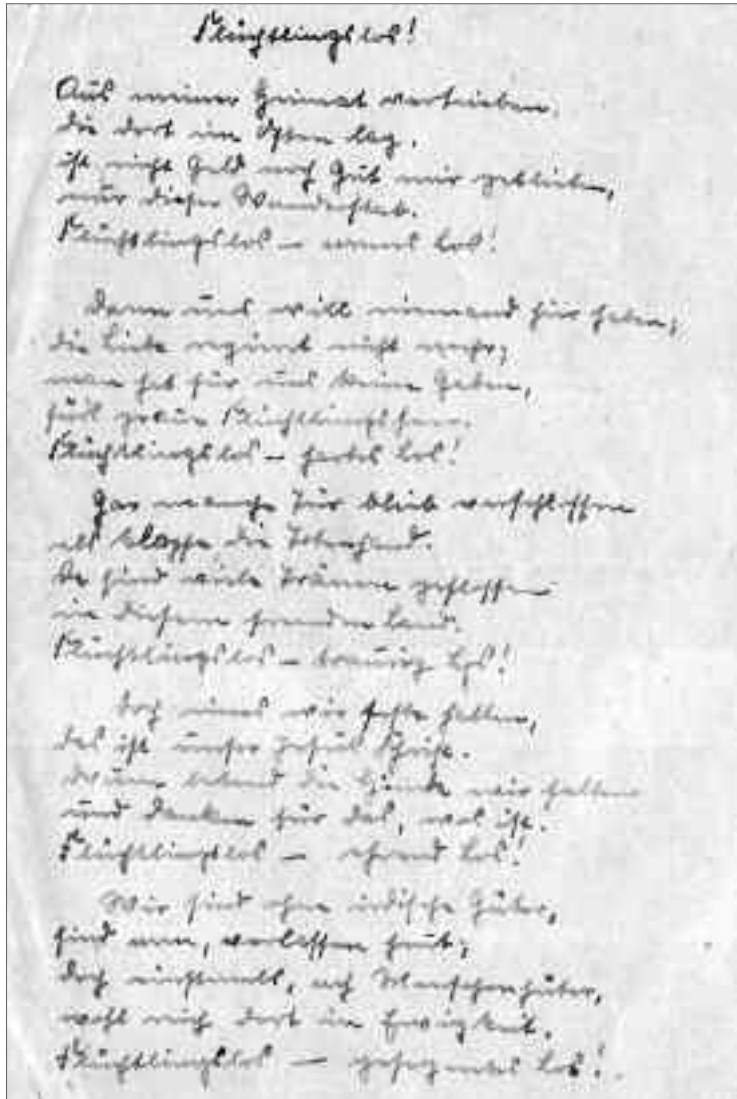
Ungarn hatte nach dem Ersten Weltkrieg über 70 Prozent seines Staatsgebietes, unter anderem das Burgenland, die Slowakei, Siebenbürgen, Kroatien und Slawonien verloren und wurde wie Österreich ein Nachfolgestaat der k. u. k. Monarchie. Mit Deutschlands Unterstützung wollte es wieder zum „Großungarn“ werden.

Der Pommernwall war eine von 1932 bis 1945 angelegte Linie von Befestigungen in Pommern von Landsberg an der Warthe bis etwa Stolpmünde. Aufgrund des schnellen Vordringens der Roten Armee kam es zu keiner planmäßigen Besetzung. Nur Teile der Anlage waren besetzt und wurden von den vorrückenden Verbänden der Roten Armee umgangen.

Der Volkssturm wurde im Oktober 1944 gebildet. Alle waffenfähigen Männer im Alter von 16 bis 60 Jahren wurden aufgerufen, den „Heimatboden“ des Deutschen Reiches zu verteidigen, „bis ein die Zukunft Deutschlands und seiner Verbündeten und damit Europas sichernder Frieden gewährleistet“ sei. Mit dem Geburtsjahrgang 1928 wurden Jugendliche eingezogen, die vollständig während der nationalsozialistischen Herrschaft sozialisiert worden

waren. Siebzig Prozent des Jahrgangs meldeten sich freiwillig zum Waffendienst. Der Volkssturm wurde nur notdürftig ausgerüstet und ausgebildet, weshalb es hohe Verluste bei geringer militärischer Wirkung gab.

Flucht und Vertreibung



Flüchtlingslos!

Aus meiner Heimat vertrieben,
die dort im Osten lag,
ist nicht Geld noch Gut mir geblieben,
nur dieser Wanderstab.
Flüchtlingslos – armes Los!

Denn uns will niemand hier haben,
die Liebe regieret nicht mehr,
man hat für mich keine Gaben,
für's graue Flüchtlingsheer.
Flüchtlingslos – hartes Los!

Doch eines wir feste halten,
das ist unser Jesus Christ.
Drum betend die Hände wir falten,
und danken für das, was ist.
Flüchtlingslos – ehrend Los!

Wir sind ohne irdische Güter,
sind arm, verlassen heut,
doch einstmals, ach Menschengüter,
wohl reich dort in Ewigkeit.
Flüchtlingslos – gesegnetes Los!

(Dieses Gedicht fand sich unter den von Waldtraut hinterlassenen Papieren.)

Anfang Januar 1945 begann der Vormarsch der sowjetischen Truppen Richtung Oder. Christa Puchert (geb. Miller) erinnert sich, dass ihr letzter Schultag im Januar war, sie war damals zehn Jahre alt, „*dann zogen Flüchtlinge auf der Durchreise dort ein*“, in die Schule.

In den ersten Märztagen setzte der Kampf um Naugard (Stadt) ein. Johannes schreibt am 7. Januar am Vormittag an seine Geschwister: „*Was mag die nächste Stunde bringen? Man weiß es nicht, man muß mit allem rechnen. Sollte die Kriegsfurie über uns hinweggehen, uns am Leben lassen, uns evtl. in alle Winde verstreuen, so wollen wir, wenn es später einst möglich sein sollte, unsere Anschriften an nachfolgende Personen schicken [...]*“ Er gibt drei Adressen an, Flora Braunschweig in Tetschen im Sudetengau (heute Tschechien), Irmgard Thomas in Weiden/Oberpfalz und Familie Behle in Konstanz am Bodensee. Ob er die betreffenden Personen noch über seinen Plan benachrichtigen kann, weiß er nicht.

Johannes Peter
Nauener l. Pom.
Gartenstr. 4E

Reipzig, d. 7. 1. 95 vrom

Mr. Lieben!

Herzlichen Dank für Ihren Brief an Marie, bei dem ich
ich mir einige Tage mit dem Kellner, dem Trümpf nicht,
kann helfen, bin aber wie gewöhnlich, gütlich gewillig, da
ich für Sie recht eifrig war. - Was mag die nächste Kunst
bringen? Man weiß es nicht, man weiß mit allem
redlichen - Sollte die Kriegsfürsorge über uns hinweggehen,
dann vom Leben lassen, - was soll, in alle Welt verhalten,
so wollen wir, wenn es geht und möglich sein sollte, einige
sehr kostbaren und nachfolgende Bücher schicken, um auch
den meisten zu beschreiben, damit wir auf diesem Wege recht
wider einander hören

1. Frau Clara Bronschweig (No 11a) Tetschen - Elbe. Meißner
Sudetenstr.

2. Frau Auguste Thomas (No 13a) Weiden - Oberpfalz
Stromstr. 22.

3. Familie Heinrich Böhle (No 11a) Konstanz - Bodensee
Bühle Nr. 34.

Das Sie 1 sind die Schwestern von Marie, bei Nr. 2 u. 3 die Tanten
von mir (Brüder), angegeben, da wir die letzten Personen sind,
denen ich schreiben kann, weiß ich nicht, wenn es nicht der
Fall ist, sobald es sich nicht

(Möge das Schicksal mich wie gewöhnlich behandeln!)

Mit recht herzl. Grüssen

In der letzten Zeit sind wir sehr beschäftigt
Ich denke, Sie sind sehr beschäftigt, und ich
Ich will nicht auf mich verlassen, da ich nicht
kann für Sie, da Sie nicht sind, da Sie für Sie
ist, da Sie nicht sind, da Sie nicht sind, da Sie nicht sind

Auch seine Frau schrieb einige Zeilen dazu. „[...] *jetzt wird es wohl ernst. Ich danke Euch für alles, was Ihr mir Gutes getan habt. Ob wir uns noch mal wiedersehen? Oder kommt Ihr mit dem Treck hier durch und nehmt uns mit? Mit der Bahn wage ich nicht zu fliehen, dann kann ich auch zu Hause sterben.*“ Weiter schreibt sie: „*Wenn es sich irgendwie machen läßt, bleiben Mutter und ich hier in Naugard.*“

Marie blieb in Naugard und ist dort beerdigt. Sie „*hat wahrscheinlich am Montag, d. 5. März 45 ihr Leben hingeben müssen*“, schreibt Hans im Juli 1947 an Grete. (Am 4. März setzte der Kampf um Naugard ein.)

Hans landet in Lübeck, Margarethe und Gustav mit seiner Familie in Faulenrost bei Malchin in Mecklenburg. Elisabeth und Gustav Raasch bleiben zunächst in Pommern, das jetzt polnisch ist, zurück.

Der Krieg ist vorbei. Gustav Peter und seine Geschwister haben überlebt, gehören nun zu den etwa 12 Millionen Deutschen, die ihre Heimat verloren haben. Über die Flucht der Familien Peter und Storm aus Pommern gibt es keine Berichte.

Im Internet sind Zeitzeugenberichte der Schlacht um Kolberg zu finden. Kolberg sollte auf Befehl Hitlers unter allen Umständen als Festung gehalten werden, um von dort aus mit dem Schiff oder an der Ostseeküste entlang nach Westen zu kommen. In der Stadt, die ursprünglich 35 000 Einwohner hatte, drängen sich durch die Flüchtlingsstrecks aus Ostpreußen mehr als 85 000 Menschen. Am 3. März 1945 verlassen die letzten Züge die Stadt. Für all die Menschen gibt es nur ein Tor zur Freiheit: die Ostsee. Tag für Tag, Nacht für Nacht werden sie evakuiert. Als am 4. März 1945 die sowjetischen Truppen vor den Toren Kolbergs standen, begann ein an Härte kaum zu übertreffender Verzweiflungskampf der nur rund 3 300 Soldaten, darunter Volkssturm und jugendliche Militärhelfer. Die Versorgung mit Strom, Gas und Wasser bricht zusammen. In den Straßen wird erbittert um jedes Haus gekämpft. Unter Androhung von Gewalt werden die deutschen Zivilisten aus ihren Kellern geholt. Am 17. März erobert die Rote Armee Kolberg. 2 200 Menschen leben noch in der zu 90 Prozent zerstörten Stadt.

Christa erinnert sich, dass sie das etwa zehn Kilometer von Naugard entfernte Kolberg hat brennen sehen.

Luise Ohm schreibt am 23.3.46 aus Altentreptow an Familie Peter: „*Jetzt ist es 1 Jahr her, als das Elend seinen Anfang nahm für uns. Wer weiß, ob wir jemals die Heimat wiedersehen werden, ich glaube es kaum.*“ Sie fragt nach Bekannten, ob die noch in Naugard sind. „*Wir sind so in Sorge um sie, zumal*

sie doch ganz ausgeplündert sind. Wären sie doch gleich mit mir mitgekommen [...] Wir hatten wirklich Glück auf unserer Fahrt, lagen nur 1 Tag in Swinemünde. Am 4.12. fuhren wir mit einem großen Passagierdampfer weiter über Ueckermünde und Wolgast. Wir mussten in beiden Häfen eine Nacht liegen wegen Nebel, konnten aber auf dem Schiff bleiben [...] und kamen am 6. in Stralsund an, fuhren am 7. früh mit einem Güterzug ab und waren mittags hier. In Ueckermünde ist es [...] den anderen Naugardern sehr schlecht gegangen. Sie wollten auch zu dem Schiff[...] Unterwegs wurden sie [...] angehalten, zum Kommandant mitgenommen, wo sie ihnen alles abnahmen [...] Wir trafen sie dann in Wolgast [...] Wo mögen sie wohl geblieben sein?“

Hedwig Klatt aus Alt Bork (einem Nachbardorf von Naugard, ca. 350 Einwohner, das Anfang März 1945 von der Roten Armee besetzt wurde; heute heißt es Stary Borek), die Freundin von Waldtraut, mit deren Bruder sie während des Krieges im Briefwechsel gestanden hatte, berichtet über ihre Flucht: *„Aus Bork gingen wir am 1. März [...] Heimlich still und leise, als einzige Familie. Rücksicht nahmen wir (auf meinen Befehl) mal auf niemand, denn sonst hätten wir uns durch evtl. Klatschmäuler, ich weiß nicht was, gezogen. Auch verabschiedeten wir uns nirgends. So wissen wir auch nichts von der übrigen Kolberg-Landbevölkerung. Zehn Tage wohnten wir noch in Kolberg und kamen dann wirklich mit Hängen und Würgen am 11.3. mit dem I. Kolberger Transport raus. Die Lager und Fahrten bis Lübeck bis zum 21.3. waren ja nicht gerade angenehm [...] Beräubert worden sind wir unterwegs nicht mehr, aber wir hatten ja auch weiter nichts mehr als Lumpen.“*

In der alten Heimat, die keine Heimat mehr ist

Die erste polnische Volkszählung vom 14. Februar 1946 für die neu gebildeten Wojewodschaften Stettin und Köslin, also das ehemals deutsche Pommern, ergab, dass noch etwa 116 000 Deutsche dort lebten. „Durch eine Reihe von Dekreten und Gesetzen verloren die Deutschen nicht nur ihr Eigentum sondern auch ihre bürgerlichen Rechte [...] Auf Verlangen hatten sie ihre Häuser und Wohnungen zu räumen [...] Neuankömmlinge aus Polen konnten Deutsche, die noch in ihren eigenen vier Wänden wohnten, nach eigenem Gutdünken auf die Straße setzen [...] Auch Hunger sollte die Deutschen aus dem Land treiben, wobei die Behörden den Tod aller Schwachen billigend in Kauf nahmen [...] Die Deutschen mussten [...] an den Verteilerstellen [für Lebensmittel] am Ende der Schlange stehen und gingen oft leer aus [...] In vielen Bezirken erhielten sie überhaupt keine Lebensmittelkarten, waren also auf Betteln [...] angewiesen [...] Die zurückgebliebenen Deutschen mussten

den Rest ihres Besitzes, den sie bis dahin hatten retten können, veräußern, um zu überleben. Viele bettelten [...] Die Soldaten plünderten häufig die Auszu-siedelnden aus [...] ‘Nur weg aus dem Machtbereich des Terrors. Ganz gleich wohin, nur weg von hier nach Westen.’“ (Thomas Urban: Der Verlust. Die Vertreibung der Deutschen und Polen im 20. Jahrhundert)

Der in den Jahren der deutschen Besatzung aufgestaute Hass der polnischen Bevölkerung richtete sich gegen alle im neuen polnischen Staatsgebiet zurück-gebliebenen Deutschen, die Ziel von Ausschreitungen und Diskriminierungen wurden.

In den Unterlagen findet sich der Brief eines Unbekannten an einen Unbe-kannten vom 16. November 1945 aus Kolberg. Er schreibt über seine verstor-bene Frau und das Überleben im zerstörten Kolberg: „*Ihr Leben hier war eine Jagd nach Lebensmitteln und Feuerung. Mit welcher Findigkeit und Geschick-lichkeit sie aus den zerschossenen Häusern das Holz zum Heizen holte ohne Axt und Beil, dann die Mühe um Lebensmittel [...] Dabei ich hilflos [...] mein Gehör ist [...] fast völlig verloren [...] Das Gehen wird mir schwer. Trude hat immer gesorgt [...] wie es mit einmal so unheimlich still im Zimmer war und ich die erkaltende Hand fühlte und keine Antwort mehr bekam da habe ich geschrien ‘Gott wo bist Du?’ – Wir haben sie dann neben ihre Mutter gebet-tet, im Leih-sarg [...] Ich bin nun ganz allein, keine Verwandten oder Freunde sind hier [...] Ich halte das Alleinsein auch nicht aus [...] Den linken Strumpf kann ich alleine weder an- noch ausziehen. Dabei friere ich, da die Fenster nur behelfsmäßig verkleidet sind [...] Ich bin so hilflos und mein Leben ist so sinn-und zwecklos, daß ich es nicht ertragen kann.*“ Mit der Post ist es schwierig. „*Dies ist der vierte Brief, den ich versuche, in Ihre Hände gelangen zu lassen.*“ Der Brief ist unterzeichnet mit: „*Ihr aufrichtiger Freund gez. Otto Rubow*“.

Elisabeth Raasch, geb. Peter

Lisbeth, wie Elisabeth genannt wurde, und Gustav Raasch sind 1946 noch in Treptow, das inzwischen polnisch ist. Am 28. Juli bedankt sich Lisbeth für zwei Briefe vom 18.5. und vom 12.6., die sie am 21.7. erhalten hat. Einen wei-teren Brief, geschrieben am 21.4., erhielt sie genau zwei Monate später.

„*Ich habe über 4 Wochen bei einer Russin (mit Namen Großmann) genäht. Es waren ‘fette’ 4 Wochen für mich und auch für Onkel Gustav. Das Essen war sehr gut und reichlich, so daß ich für Onkel Gustav immer noch eine Portion Fleisch mitnehmen konnte. Außerdem gab sie mir in jeder Woche ein gutes Pfd. Butter, einige Pfd. Fleisch, Zucker und Eier, gestern Abend auch noch einige Heringe mit. Leider bin ich gestern mit meiner Arbeit dort fertig geworden. Wer weiß, wo und wann ich wieder mal solche Stelle antrefße, bei den Polen*

kann ich schon wieder Arbeit haben, wäre aber lieber bei den Russen. Also abwarten. Nun will ich noch erst wieder einige Tage bei unserem Gärtner im Garten arbeiten [...] Einer teilt es dem andern mit, wenn Post angekommen ist und einer freut sich mit dem andern [...] Auf eigene Faust loszufahren ist nicht ratsam und wann ein Transport geht, wissen wir noch nicht, anscheinend vorläufig noch nicht. Die Leute werden zwar zusammen getrieben, aber auf die Dörfer und Güter zur Arbeit geholt [...] Die Alten und Kranken sind hier im Lager (früher Café Hohenzollern) und müssen buchstäblich verhungern. Die Jüngeren werden zur Arbeit geschickt und bekommen sehr schlecht und wenig zu essen. Keine Aussicht ist da, daß diese Not mal ein Ende hat.“ In den umliegenden Dörfern sind keine Deutschen mehr. „Mit Eurem ‚Besitzer‘ soll auch nichts los sein. Die Gebäude stehen noch. Es kommt auch wohl selten mal jemand in die Gegend. Genaueres können sie mir nicht darüber berichten.“

Am 18. Oktober 1946, Gustavs Geburtstag („Kuchen fehlt“), schreibt sie an die „herzliebe Waldtraut“. Der Brief ist auf altem Geschäftspapier geschrieben, „das Briefpapier ist sehr knapp“. In dem Brief heißt es: „Vor unserem Chef habe ich keine Angst, er ist ein feiner Kerl uns gegenüber. Er hat mir auch noch nie eine Bitte abgeschlagen, im Gegenteil, er bietet mir oft etwas an, sein Ausdrück heißt immer: ‚Frau essen, Mann essen.‘ Dann soll ich mitnehmen. Tomaten haben wir noch nie soviel gegessen wie in diesem Sommer [...] Nebst Brot und Kartoffel sind sie fast unsere Hauptnahrung. Der Chef und auch seine Frau haben viel mehr Vertrauen zu mir als zu ihren eigenen Volksgenossen.“ Lisbeth hat jetzt auch die Aufgabe, die Kuh zu melken. „Dafür bekomme ich jeden Morgen gut $\frac{1}{4}$ Ltr. Milch. Die Kuh gibt ja so sehr wenig Milch, ungefähr 5 Ltr. den Tag, sonst bekäme ich auch mehr [...] Nun kann ich jeden 2. Tag eine Milchsuppe für uns kochen, wenn auch zuvor stark mit Wasser verdünnt.“ Weiter heißt es: „Transporte sind seit dem 29. Juni von hier aus nicht abgegangen. Es ist noch nichts bekannt, wann wieder ein Transport abgeht. Es wird gesagt, es gehen keine mehr und dann heißt es auch wieder, wenn die Ernte beendet ist. Wir tapen ganz im Dunkeln [...]

Du fragst in Deinem letzten Briefe, wovon die Leute nur leben.“ Die Frauen stricken, spinnen oder nähen bei den polnischen „Besitzern“, die jetzt auf den Höfen der Deutschen leben. „So schlägt sich ein jeder, so kümmerlich wie irgend erdenklich, durch.“

Oft wird den Deutschen ihre letzte Habe weggenommen. „Ausgeraubt sind sie auch sehr geworden von dem letzten Polen vom Gut Papenhagen. Den letzten Bezug haben sie ihnen vom Bett genommen und auch den letzten Schmuck. Das Gutshaus P[apenhagen] steht jetzt leer [...]

Bei Euch zu Hause sollen auch zwei sehr anständige junge Menschen sein.

Außer den beiden Männern soll dann noch ein Mann dort sein, seine 'Frau' und ihr Kind hat er vor mehreren Monaten fortgejagt. Nun wirtschaften die drei Männer auf Eurem Hof allein. Dieser letzte ist der erste 'Besitzer' gewesen [...] dann ist ihm das 'Besitzerrecht' abgenommen worden, weil er nicht zu wirtschaften verstand [...] Nun sind die beiden jungen Männer 'Besitzer' [...] Von außen hat sich die Hoflage noch nicht verändert. Die Gebäude stehen noch [...] Im Übrigen ist Naugard. ganz von Hochwasser umgeben, es soll bei Euch auf den Hof gehen. So etwas soll Naugard noch nicht erlebt haben. Wasser nur Wasser [...] Eine Heuernte hat es nicht gegeben.“ Christa Puchert, geb. Miller, war damals elf Jahre alt und kann sich an ein Hochwasser im Juli 1946 nicht erinnern. Die Familie Miller war noch bis 1947 in Naugard.

„Nun will ich Dir noch schildern, wie es hier in Tr[eptow] aussieht. Die Drangsalierungen durch die Polen werden immer grausamer. Jede Woche werden Frauen aufgegriffen, wenn sie von ihrer Arbeitsstelle kommen und im Rathaus oder irgend einem anderen Keller die Nächte eingesperrt. Junge Frauen und Mädchen dann noch vergewaltigt. Tags darauf werden sie dann meist verschleppt, auf Güter gebracht zur Arbeit. Die Angehörigen wissen oft wochenlang nicht, wo sie sind. Bis sie dort mal wieder ausreißen und kommen zurück. Dann werden sie hier wieder gesucht und von den Banditen, der Miliz, unter Schlägen und Stößen nachts aus den Betten geholt und in den Keller geschleppt. Die Grausamkeiten sind furchtbar [...] Sie haben dort [auf dem Gut] unter schlechtester Behandlung Kartoffeln roden müssen. Der Aufpasser hat dauernd hinter ihnen gestanden und die Frauen geschlagen und gestoßen. Essen sehr, sehr schlecht. Diese Woche sind nun wieder die Wohnungen nachts nachgesucht worden und die Frauen rausgeholt. Schrecken über Schrecken. Ihr könnt es Euch gar nicht so vorstellen wie es hier zugeht. Keine Macht der Welt verhindert dieses grausame Treiben solcher Banditen. Wir sind bis jetzt noch immer verschont geblieben. Weil die Arbeit hier im Garten nun etwas nachläßt wollte ich zu einer Polin gehen und nähen, aber ich traue mich nicht in die Stadt. Verscherze mir dadurch vielleicht eine gute Stelle.

Ihr könnt so froh sein, daß Ihr diesem Hexenkessel entronnen seid. Ihr habt wohl Heimweh, aber doch vor diesen Banditen Ruhe.

Hier aus Tr[eptow] sollen schon eine ganze Reihe Polen abgefahren sein, auch das Militär ist schon zum größten Teil fort. Aber alles – alles nehmen sie mit. Kein Stock, ja nicht ein Besenstiel bleibt hier. Die Drücker und Schlösser von den Türen werden mitgenommen. Hier bleibt nur der polnische und russische Unrat, Mist. Die Häuser, wo diese Horden rausgezogen sind, sollen furchtbar wüst aussehen [...] Mit einer leeren Handtasche sind sie angekommen und jetzt bekommen 2 Familien einen Waggon zur Verfügung gestellt, um 'ihre'

Möbel und sonstige Sachen fortzuschaffen. Armes, armes Vaterland. Kein Ackergerät, kein Handwerkszeug, kein Stück Möbel, soweit es nicht schon zu alt ist, das Alte wandert ins Feuer. Man kann sich nur fragen, womit soll unser deutsches Volk mal wieder anfangen. Auch kein Stück Vieh bleibt hier. Keine Macht der Erde verhindert dieses Treiben.

[...] Meine Gedanken sind fast fortwährend bei Euch [...] Es ist kalt hier im Zimmer, wir können noch nicht heizen. Mit Grauen denke ich an diesen kommenden Winter. Keine Feuerung, nur erst ganz wenig Kartoffeln [...] Wie soll es nur werden??? So fragen wir uns hier alle. Ob noch mal ein Transport geht ist ungewiß. Schließlich ist es ja auch ganz gleich wo wir verhungern und erfrieren [...] Sehr vielen Volksgenossen geht es noch viel schlechter [...] Wir haben bis jetzt wenigstens noch Brot. Die hier im Lager sind, leiden bittere Not. Sie leben, soweit sie keine Arbeit haben, und auch nicht mehr arbeiten können, nur vom Betteln. Denkt nur an, diese Bauern, größere Besitzer, sie müssen betteln gehen.“

Im Juli 1947 schreibt Hans an Grete: „*Von Lisbeth habe ich den letzten Brief vom 30. Mai.*“ Am 12. November 1947 erwähnt er „*eine kurze briefliche Nachricht aus dem Lager*“ von Lisbeth und schreibt: „*Seit nun die gehfähigen Deutschen aus Naugard fort sind, habe ich auch keine Verbindung mehr nach dort [...] Ende September waren die Alten und Kranken noch dort.*“

Im Mai 1950 bekommt Waldtraut einen Brief von Christel Albrecht, die mit ihrer Familie noch immer in Polen ist. Fünf Jahre haben sie nichts voneinander gehört. „*Als wir damals von Naugard nach Hause zogen haben wir, im Verhältnis zu Naugard, ruhiger gelebt. Wir hatten auf der Kom[mandantur] gearbeitet, später in Langenhagen [Karcino], dann wieder in Deep [Kolberger Deep – Dźwirzyno oder Treptower Deep – Mrzerzyno]. Im Oktober mussten wir aus unserem Haus. Zu Weihnachten mussten wir ganz raus aus dem Dorf und zum Ausbau. Mal hatten wir Arbeit, mal auch nicht [...] der Verdienst war nicht gross. ‘Wer nicht arbeitet braucht auch nicht essen’, der Spruch galt damals und auch bis zum heutigen Tage noch. Dann später, im Juni, werden wir nach Necknin [Niekaniń] geholt. Es heisst wir wollten auch. Denn auf dem Ausbau hatten wir die letzte Zeit keine Ruhe mehr. [In Necknin] hatten wir dann wieder alle Arbeit. Wenn wir auch vier Arbeiter waren, so verdienten wir doch nur soviel, dass es zum Sterben zu viel, und zum Leben zu wenig war. Da haben wir dann unsere guten Sachen, von dem Wenigen, was sie uns noch gelassen hatten, verkauft, eigentlich halb verschenkt. Und haben uns dafür das nötigste an Lebensmittel eingelöst. Im Winter wurde es dann noch schlechter die Kom[mandantur] wurde aufgelöst [...] Es gab Tage wo wir nicht*

eine Kartoffel, viel weniger ein Stückchen Brot im Haus hatten. Aber Gott wusste, was wir gebrauchen. Und wenn er dem Kutscher der jeden Tag von einem Dorfsins andere Kartoffel fuhr den Auftrag gab, uns jeden Tag einen Eimer voll geschälter Kartoffel zu geben [...] für zwei Monate eine unaussprechlich grosse Hilfe. An Arbeit fehlte es uns den Sommer über natürlich nicht. Derjenige der arbeitete, hatte auch was zu Essen. Für die zu Hause mussten eben weitere Kleidungsstücke und Bettwäsche gegen Lebensmittel eingetauscht werden.

Im Oktober 47 mussten wir nach Damgard [Dębogard] aufs Gut. Kartoffel, Kohl, Mohrrüben, Wrucken [Kohlrüben] und Gurken, bekamen wir, soviel wie wir wollten. Seit dem Januar 48 sind wir nun hier auf dem Gut in Zürkow [Syrowice; etwa 20 Kilometer südöstlich von Kolberg] [...] z. B. Rüben hacken 18 a, mit verziehen 10 a, Kartoffel pflanzen hinter der Lochmaschine ½ ha, hinterm Ableger 1 ha. Wird es geschafft bekommst du deinen Stundenlohn, wird es nicht geschafft, wird nach Prozenten bezahlt.“ [a = Ar? 100A = 1 Hektar = 10 000m² (100m x 100m)] „Unser einziger Wunsch ist nur, raus von hier, nichts mehr hören, nichts mehr sehen. Wir waren schon einmal im Lager, wurden aber wieder zurückgeschickt. Weil wir noch die beiden Alten hatten. Nun ruhen sie schon längst. Und wir sitzen immer noch hier [...] Wie schwer ist es doch für uns Jungen schon, wenn wir von einer Stelle zur anderen getrieben werden. Wieviel schwerer aber für einen Alten der stets sein Auskommen hatte und nie auf andere Hilfe angewiesen war. Und jetzt wo er alles verloren hat, als Bettler hingestellt wird. Es ist wohl wahr, wir sind noch in der Heimat, kommen uns aber als Fremdlinge vor. Es ist, als wenn dir eine Stimme sagt: was willst du noch hier, gehörst du hier noch her?“

Flüchtlinge

Im Internet (Wikipedia) ist zu lesen: Bis 1950 kamen 12 bis 14 Millionen Ost- und Sudetendeutsche nach Deutschland und Österreich. In der Nachkriegszeit flohen viele noch einmal – aus der sowjetischen in die amerikanische und die britische Besatzungszone. Durch die Bevölkerungsverschiebungen verdoppelten einige Länder ihre Einwohnerzahl. In vormalig konfessionell homogenen Regionen mit starken eigenen Traditionen – zum Beispiel Oberbayern und der Lüneburger Heide – lebten nun große Bevölkerungsgruppen mit anderem Lebensstil und fremder Konfession.

In Deutschland war das Leben sehr schwierig. Es fehlte an allem. Wohnraum, Nahrungsmittel und Brennstoffe waren knapp, die Infrastruktur zerstört. Noch lange Zeit gab es Stromsperren. Im Februar 1946 schreibt der alte Pfarrer A. Huebner, der jetzt in Mecklenburg ist: „Abends von 6-9 Uhr

(früher 5-9) haben wir kein Licht.“ Elsbeth schreibt im November 1952 aus Möthlow: *„Hier sind zur Zeit Stromsperrern [...] von ½ 3 Uhr bis jetzt ½ 7. Um 7 bis 9 ist wieder aus.“*

Lebensmittel waren nur über Lebensmittelmarken erhältlich oder wurden aus eigenem Anbau gewonnen. Stadtbewohner fuhren massenhaft bei sogenannten Hamsterfahrten aufs Land, um gegen Sachgüter Lebensmittel einzutauschen. Wegen des Brennstoffmangels wurden zahlreiche Bäume abgeholzt und Kohlezüge geplündert.

„Die alten glücklichen Zeiten sind endgültig vorüber, man muß sich damit abfinden“, schreibt Familie Steingräber am 30. Oktober 1948 aus Schleswig an *„Fräulein Waldtraut“*. Nicht alle können das. Immer bleibt die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. *„Bei diesen Zeilen ist alles wieder lebendig geworden aus dem kleinen Naugard. Es war doch da eine schöne Zeit für uns alle.“* So endet der Brief.

Elsbeth schreibt 1967 von einem Traum an Waldtraut. *„Ich war Zuhause in Naugard und [...] bin durchs ganze Haus gegangen, habe jedes Zimmer angesehen und jedes Stück angefaßt und es war alles so wie immer, da war ich innerlich so froh. Aber das Aufwachen war dann nicht mehr schön. Ich denke noch oft daran, aber bin froh das ich noch mal alles so gesehen habe.“*

In dem Brief von Fritz Steingräber, er war Lehrer in Naugard, heißt es weiter: *„Ich bin seit Herbst 1946 wieder im alten Beruf und seitdem hat man wieder Boden unter den Füßen, aber man muß von vorne anfangen [...] Seit 2 Monaten haben wir auch wieder Rundfunk [...] Was früher alles so selbstverständlich war, ist jetzt wieder ein Ereignis für die ganze Familie. Wir sind damals im Juli 46 herausgekommen [...] Wir haben nur das mitgenommen, was wir in den Rucksäcken tragen konnten.“* Die Wohnungsnot ist groß. Die Familie mit zwei Schulkindern wohnt in einer ehemaligen Kaserne. *„Wir haben immer noch bisher ein einziges Zimmer, in dem sich alles abspielt [...] hoffen, in nächster Zeit eine 2-Zimmerwohnung mit Küche zu bekommen.“*

Im März 1947 schreibt Waltraut Butenhoff. Ihr Bruder Walter ist in englischer Kriegsgefangenschaft. Es ist auch dort so kalt, wie seit Jahren nicht mehr. *„Die Engländer behaupten, das käme bloß von den Germans. Also auch daran sind wir schuld schreibt er.“*

Die Eltern sind noch immer in Pommern. *„Hoffentlich kommen sie bald raus. Was werden sie nun wieder in Moskau beschließen? Ich glaube, es wird überhaupt nichts. Die kommen zu keinem Ziel. Und ich glaube, die wollen auch gar nicht. Die spüren ja nicht, wie uns Deutschen zu Mute ist [...] Es war hier auf einer Versammlung der Landwirtschaftskammer wo auch ein Vertreter*

der Militärregierung anwesend war. Da wurde er von Deutschen gefragt ob es nicht möglich wäre, die Fetterzeugung zu steigern, indem Sojaschrot oder dergleichen eingefüttert würde. Da gab er zur Antwort, das wäre nicht nötig, denn Fett macht stark und das braucht Deutschland nicht sein [...] Wir sollen es nicht gut haben.“

Hedwig Klatt hat Post von Waldtraut bekommen und schreibt am 4. Juni 1946 aus Groß Vollstedt, einem Dorf im Kreis Rendsburg in Schleswig Holstein: *„Mein guter alter Peter! [...] Du kannst Dir gar nicht vorstellen wie ich mich gefreut habe [...] Ich sah gar keine Möglichkeit, wie ich Dich ausfindig machen sollte. Und da ruft mir nun Mama heute, als ich vom Feld kam, ganz aufgeregt zu: Dein Peterchen hat geschrieben!“* Zwei Brüdern geht es „so einigermaßen“. Nur von Ernst, ihrem „Lieblingsbrüderchen“ kam das letzte Lebenszeichen kurz vor Kriegsende. *„Auch hat sich mein Vater noch nicht gemeldet [...] Ich arbeite hier bei einem Bauern [...] von 4.30 Uhr bis 19 Uhr [...] Mama [...] macht hin und wieder Ausbesserungsarbeiten für meine Bäuerin [...] Dadurch braucht sie aber nicht zu hungern. Denn Kartoffeln haben wir bis jetzt noch nicht auf Marken bekommen. Flüchtlinge sind auch hier unwillkommene Gäste, die pommersche Pest! Die Einheimischen sind furchtbar stur, vom Krieg nichts gemerkt. Die Verhältnisse sind hier ungefähr so wie bei uns vor dem Zusammenbruch. Nur mit dem Unterschied, daß hier jeden Sonntag noch Tanz ist.“*

Die Zukunftsaussichten sind düster. *„Außerdem müssen wir uns auch darauf gefaßt machen, einmal als alte Jungfern ins Jenseits zu spazieren. Wenn man dann noch auf diesem Jammertal sein Leben als Magd fristen soll [...]“* Am 22. September 1946 schreibt sie: *„Du hast nun doch wenigstens einen Beruf angefangen und hast vielleicht Aussicht, einmal selbständig zu sein [...] Es ist doch manchmal recht bitter, wenn man kein rechtes Zuhause mehr hat [...] Ach Peter, einmal wieder zu Hause zu sein, sich ganz ungezwungen so zu bewegen und tun und lassen, was man möchte. Vor allen Dingen unser Essen zu Hause. Schmeckte doch am allerbesten. Mein Vater hat uns das Leben ja auch immer ganz schön vergällt, aber trotzdem.“* Von ihm gibt es noch immer keine Nachricht, auch von Ernst nicht, der am 19. seinen 25. Geburtstag hatte. *„All unsere besten Männer umsonst gefallen. Wenn wir Ernst doch wiedersehen würden [...]“*

Hedwig überlegt, Krankenschwester zu werden *„Ich brauche [...] einen Wirkungskreis der mich ganz ausfüllt.“* Am 3. Dezember schreibt sie aus Neumünster, wo sie eine Ausbildung zur Schwester macht und Freude an der Arbeit hat. *„Nun hat doch meine Dienstmagdzeit ein Ende und eine Arbeit,*

die ich mit Widerwillen tat.“ Sie blickt jetzt optimistischer in die Zukunft. *„Wenn wir auch alles verloren haben, wir werden uns schon wieder unseren Lebensweg suchen und es auch schaffen [...] Ich möchte meinen Beruf auf keinen Fall aufgeben. Es sei denn – ich heirate. Aber dazu bin ich so leicht nicht zu bewegen und außerdem bald ‘ne alte Schachtel.“* Sie wird Anfang bis Mitte Zwanzig sein.

Das Heimweh und die Sehnsucht nach der verlorenen Heimat bleiben. *„Jetzt ist wieder Frühling. Zum zweiten Mal erleben wir ihn hier in Schleswig-Holstein. Man sehnt sich doch ein wenig nach Haus. Könnte man wenigstens im Urlaub hinfahren. Aber es schaut trostlos aus. Man hört nichts Gutes von drüben“* und *„Es sind furchtbare Zustände dort [...] Die Neuborker mußten doch alle restlos nach Drenow [Drzonowo] aufs Gut. Wo die Frauen und Mädchen Sand karren und Loren schleppen müssen [...] Glaubst Du eigentlich an ein Zurückkehren? Es wird jetzt soviel von Krieg gesprochen“*, heißt es in zwei Briefen vom Mai und Juli 1947.

Nach Kriegsende hatte die Reichsmark keinen realen Wert mehr, es gab keine Sachwerte, die man dafür hätte kaufen können. Das Lebensnotwendige gab es auf Zuteilung. Der Tauschhandel blühte. Amerikanische Zigaretten wurden zu einer Ersatzwährung. Am 20. Juni 1948 trat in den drei westlichen Besatzungszonen die Währungsreform in Kraft, ab 21. Juni war die Deutsche Mark alleiniges gesetzliches Zahlungsmittel. *„Auf einmal gab es alles!“* Der Schwarzmarkt verschwindet spurlos. Wer Waren gehortet hatte, war Gewinner, Sparguthaben verloren an Wert. Durch die neue Währung entfiel auch die Preisbindung. Die Preise stiegen von August bis Dezember 1948 deutlich und die Arbeitslosigkeit wuchs. Hedwig schreibt am 20. Juni 1948: *„Heute kann ich's Porto noch bezahlen. Ob's zum nächsten Brief infolge der Währungsunion noch langt, ist unbestimmt. Heute haben wir alle 60 Deutsche Mark bekommen. Jetzt beginnt die Armut und Arbeitslosigkeit.“*

Hedwig hat ihren Weg gefunden und war glücklich in ihrem Beruf als Schwester.

Vera war wie Hedwig eine Freundin von Waldtraut aus Pommern. Sie hat es nach Linse (gehört seit 1973 zu Bodenwerder) in Niedersachsen verschlagen. Auch sie sehnt sich nach der Heimat. *„Wann werden wir wohl wieder die Heimat sehen?“* und *„Wenn es doch mal so käme, daß man tatsächlich sagen könnte: Ich fahr nach Haus!“*, schreibt sie 1947 an *„Mein liebes Peterle“*.

Der Hunger ist in dieser Zeit ständiger Begleiter. *„Das schlimmste ist ja die Essensfrage [...] Monatlich haben wir eine Fettzuteilung von ungefähr 130 Gramm, 6000 Gramm Brot, 1 Pfund Zucker, 2-2 ½ Pfund Nährmittel,*

¼ Pfund Käse, 300 Gramm Fleisch, 400 Gramm Fisch und 3 Liter Magermilch“, heißt es im Juni 1947 und im November: *„Die Ernährung meint ich, wird von Monat zu Monat schwieriger. Wir haben nun schon paar Wochen keine Butter (auch kein anderes Fett). In 14 Tagen gibts 50 Gramm Butter. Da soll nun ein normaler Mensch bei bestehen.“*

Es wird Zuckerrübensirup gekocht. *„Gestern haben wir den ganzen Tag geputzt, heute Morgen gewaschen. Es war ja kein Sonntagsvergnügen, aber man muß sich ja nach der Presse richten. Man muß sich fast 4 Wochen vorher anmelden, damit man überhaupt eine Presse bekommt.“*

Das Sirupkochen ist eine aufwendige Angelegenheit. Die Zuckerrüben müssen mehrmals gründlich abgebürstet und gewaschen, die sauberen Rüben in Schnipsel geschnitten und mit wenig Wasser weich gekocht werden. Der ausgepresste Saft wird dann gekocht, bis daraus eine dicke, zähe Masse wird. Die Rübenschnipsel können nochmals mit Wasser ausgekocht und der Saft zum Süßen von Getränken verwendet werden.

Im Jahr 1948 heiratet Vera und bekommt drei Kinder, Waldtraut und sie standen wohl weiter in Verbindung. Es gibt eine Ansichtskarte von einer von Waldtrauts Westreisen aus Linse/Bodenwerder, auf der auch Friedrich Jago, Veras Mann, unbekannterweise grüßt. Zu Waldtrauts Tod 1984 schickt Vera eine Beileidskarte.

Martin Storm

Auch mit ihrem Cousin Martin Storm, dem Sohn von Elsbeths Bruder Gustav, steht Waldtraut im Briefwechsel, mindestens bis 1951. Der letzte vorhandene Brief ist vom Mai 1951.

Martin war drei Jahre älter als Waldtraut, und wohl während des ganzen Krieges Soldat. *„Dies war das fünfte Weihnachten welches man zu Hause ohne mich gefeiert hat, bin ja gespannt, wie es nächstes Jahr um diese Zeit aussieht. Hoffentlich haben wir dann den langersehnten Frieden“*, schreibt er Neujahr 1945 an Waldtraut. *„Was bin ich froh, daß ich meine heilen Knochen noch behalten habe und gesund und munter bin. Muß ehrlich sagen, habe während der ganzen Soldatenzeit mehr Glück wie Verstand gehabt.“*

1946 ist er in Lintern bei Osnabrück. Waldtraut schreibt ihm, dass sie Lehrerin werden will. Er antwortet am 30.5.1946. *„Es muß eben jeder heute sehen, wie er weiterkommt, zumal wir aus dem Osten [...] Jetzt bin ich bald ein Jahr bei diesem Bauern, habe doch wenigstens mein satt essen und mein Dach überm Kopf [...] Aber sobald sich die Ernährungslage in den Städten etwas bessert, bin ich vom Lande verschwunden.“* Er erwartet mehr vom Leben, als er es hier bei den Bauern sieht, die *„von morgens bis abends arbeiten, schwarze*

Geschäfte machen und in die Kirche laufen, um dann sich wieder ihre Sünden vergeben zu lassen“. Martin fühlt sich in der streng katholischen Gegend nicht wohl. *„Da sind wir Evangelischen sowieso schon die schwarzen Schafe. Mit den Mädels ist hier schwer was anzufangen, die hat der Pastor so in der Gewalt, jede geringste Kleinigkeit müssen sie beichten [...] Hin und wieder ist ja auch mal Tanz, wenn der Pastor es erlaubt.“* Theatergruppen und Orchester *„kommen alle aufs Land, um sich bei den Bauern mal richtig satt zu essen“.* Es ist *„eine kinderreiche Gegend, sieben bis acht ist Tradition, in einigen Fällen auch das Doppelte“.*

„Aber sonst läßt es sich hier unter dem Tommi ganz gut leben“, schreibt er im Februar 1947. *„Die meisten Bauern spüren noch nichts von einer schlechten Zeit, nur daß sie für Geld nicht recht was kaufen können.“*

In einem Brief vom Mai 1948 schreibt eine Freundin, die Lehrerin in einem Dorf ist: *„Hier hat vorige Woche die einzige Tochter eines Bauern geheiratet [...] 45 Paare zählten wir, alle Damen in lang, die reinste Modenschau. 12 Musiker voran, na eben alles, was sich ein Bauer, der alles behalten hat, leisten kann. Wenn man die Heimat verloren hat, ist es doch anders.“*

Wie alle Flüchtlinge sehnt auch Martin sich nach der Heimat. *„Am schönsten war es doch in unserem Naugard. Wenn ich das Nest des öfteren auch erwünscht habe, wie gerne würde ich heute nach dort zurück kehren.“* (11.1.48) *„Es ist eben kein Weihnachten, wenn man es nicht zu Hause feiern kann [...] würde lieber trocken Brot essen, wenn ich nur zu Hause sein könnte [...] Unsere Sachen zu Hause sind auch bestimmt dahin, wenn sie der Pole nicht gefunden hat. Ja, wie mag es dort wohl auf den Höfen zugehen, möchte nur mal für fünf Minuten nach dort schauen können. Die Restlichen, welche noch dort sind, [sind zu] bedauern, und der Pole will sie jetzt nicht mehr fort lassen.“* (2.2.47)

Die Nachricht vom Tod seines Vaters Gustav hat ihn schwer getroffen, aber *„wenn man so dies Flüchtlingselend sieht, muß man sagen, er ist am besten aufgehoben.“*

„An ein nach Hause kommen glaube ich fürs erste nicht“, schreibt er im Mai 1946 und im Februar 1947: *„Hier haben ja noch viele die Hoffnung, daß wir noch mal nach Hause kommen.“*

Die durch Flucht und Ausweisung hervorgerufenen Zuwanderungen waren regional sehr unterschiedlich. Während Schleswig-Holstein, Niedersachsen und Bayern mit Vertriebenen überfüllt waren, hatte im Südwesten das französische Besatzungsgebiet noch so gut wie nichts vom Flüchtlingszustrom gespürt. Ab 1949 kam es zu behördlich gelenkten Umsiedlungsaktionen. Die wirtschaftliche Integration der meisten Vertriebenen gelang erst im Verlauf der 1950er Jahre.

Im Februar 1950 schreibt Martin aus dem Schwarzwald: „*Es findet hier zur Zeit ein Flüchtlingsausgleich statt, da verschiedene Länder mit Flüchtlingen überfüllt sind [...] will man sie einigermaßen gleichmäßig verteilen, um ihnen Arbeit und menschenwürdige Wohnung zu verschaffen. Zu dieser Umsiedlungsaktion hatten sich meine zukünftigen Schwiegereltern auch gemeldet und da habe ich mich angeschlossen [...] Eine gute Wohnung haben wir bekommen, aber wieder ziemlich weit von der Stadt entfernt [...] in dieser Höhe von 1200 Metern gibt es nur Tannenzapfen und frische Luft.*“ Den Männern wurde Arbeit in der Papierfabrik oder im Sägewerk versprochen, doch noch ist damit nichts. „*Ich befinde mich zur Zeit im Ruhestand, bekomme wöchentlich dreizehn Mark Pension.*“ Im Dezember 1950 geht es langsam aufwärts. „*Zu kaufen gibt es alles, die Hauptsache ist, man hat das nötige Kleingeld. Ich arbeite in der Papierfabrik, Maria [inzwischen seine Frau] in der Textilfabrik, verdienen ungefähr 350 Mark netto zusammen, da geht es schon [...] Ich habe kurz vor Weihnachten ein Radio gekauft für 250 Mark, Maria sich einen Wintermantel für 200 Mark und ein Paar Stiefel kosten 60 DM. Ja, so geht das Geld fort. Es ist nur schade, daß Maria nicht alle Tage zu Hause sein kann, sondern kommt nur alle 14 Tage [...] bin doch noch halber Junggeselle. Mittagessen tue ich bei den Schwiegereltern [...] das diesjährige Weihnachten war wohl mit das schönste nach dem Kriege, hatten eine schöne warme Stube, dazu Radiomusik und einen Christbaum, an Essen und Trinken hat es auch nicht gemangelt, was will man mehr. Die Hauptsache ist ja, wenn nur die Zeiten ruhig bleiben und es keinen Krieg gibt [...] Jedenfalls wo ich jetzt verheiratet bin, weiß ich wo ich hingehöre.*“

Martin hat zwei Schwestern, Dorothea (Dora), geboren 1914, und Charlotte (Lotte), geboren 1916. „*Wie habe ich mich gefreut, als ich erfuhr, daß Franz und auch Paul*“, die Ehemänner von Dora und Lotte, „*noch unter den Lebenden sind. Es war mal wieder ein Trost in dieser trostlosen Zeit.*“

Hans Peter

Hans, den Bruder von Waldtrauts Vater, hat es nach Lübeck verschlagen. Am 30. Dezember 1945 erhält er das erste Lebenszeichen von seinen Angehörigen. Zwei Tage später schreibt er an den Freund, der ihm dies auf einer Karte vom 5. Dezember mitgeteilt hat. Der Poststempel ist vom 10.12. Die Karte war also etwa drei Wochen unterwegs. „*Hoffentlich bewahrheitet sich diese Nachricht. Wo mögen die eingeladen werden, die mit Schiff abtransportiert sind? Wo bleiben sie dann?*“

Hans hadert sehr mit seinem Schicksal, seine Frau ist tot, sein Sohn vermisst; er ist 54 Jahre alt. „*Ich habe noch keine Beschäftigung. Ja, es ist nicht einfach.*“

Wenn jetzt die Geldabwertung kommt, sitzt man vollkommen fest, dann kann man ins Wasser gehen! [...] Ob wir unsere Heimat wohl noch einmal wiedersehen? [...] Ich glaube es nicht! [...] Heute habe ich mal wieder Kartoffeln gegessen, seit fast ¼ Jahr gibt's keine, zu Weihnachten gab's 2 Pfund pro Kopf!!! Heute habe ich mal wieder geheizt zum Schreiben. Die Feuerung ist sehr knapp – höchstens 1-2 x in der Woche kann ich etwas einlegen.“

Am 19. November schreibt er an seine Schwester Grete, die am 1. Dezember 1946 ihren 57. Geburtstag hat: „*Möge auch im kommenden Jahr Dein Tisch so gedeckt sein, daß du nicht zu hungern brauchst! Der zweite schwere Geburtstag für Dich. Möge es der letzte in der Fremde sein. Mich verläßt die Hoffnung nicht, daß wir unsere Heimat einmal wiedersehen!*“ Als Geburtstagsgeschenk hat er ihr ein Päckchen geschickt. „*(2 Kämmе, 3 Stck. Seife) [...] Ein bescheidenes Geburtstagsgeschenk.*“ Auch hat er eine Zeichnung vom Grab seiner Frau in Naugard gemacht. „*Die roten Punkte haben noch eine besondere Bedeutung für Horst*“, er hat die Hoffnung nicht aufgegeben, dass sein Sohn Horst noch zurück kommt. Dann „*findet er dort evtl. noch etwas, was er gebrauchen kann – wenn's nicht geklaut ist, womit man ja sehr stark rechnen muß*“.

Er würde gern im Ruhrgebiet leben, hat dort Bekannte, doch das geht nicht ohne Zuzugsgenehmigung und die bekommt er nicht. „*So arm wie jetzt war ich noch nie. Nicht einmal 50 M nenne ich mein eigen*“, schreibt er weiter. Eine Naugarderin will ihm eine Hose nähen, „*ich hoffe, daß ich den gewünschten Betrag aufbringen kann*“.

„*Heute habe ich nun meine Berufung gegen meine Entlassung eingereicht [...] weil man uns hier ja gar keine Beschäftigung gönnt [...] Man hatte mich ja noch mit einem Posten beglückt und ich war ja in der SA. Warum man nun heute deshalb noch als 'Verbrecher' gestempelt wird, weiß ich noch nicht, das wrd die Zukunft ja lehren.*“

Er hat Darmgeschwüre. „*Heilung kann nur bei Diät eintreten, doch wie soll man bei diesem Fraß, den man hier in den Gaststätten bekommt u. [der] so lieblos zubereitet ist – es ist doch alles eingestellt um daran zu verdienen: Geld und vor allem Lebensmittelmarken – Diät halten.*“

Die Marken waren nach einzelnen Lebensmitteln aufgeteilt. Gaststätten gaben auf der Speisekarte an, wie viele Marken welcher Art der Gast für das jeweilige Gericht abzugeben hatte. Mit Lebensmittelmarken wurde auch auf dem Schwarzmarkt Tauschhandel betrieben.

„*Ob ich alle Tage satt werde?*“ Grete hatte ihn danach gefragt. „*Das bin ich gewöhnlich nicht. Die Ernährung ist sehr mäßig in der Großstadt und von Ziegenfutter – ohne Fett usw. wird keiner satt. Seit dem 2.5.45 habe ich bis-*

her 6x mittags je 50 g Fleisch mir in der Gaststätte erlaubt. Mittag esse ich gewöhnlich 3x in der Woche.“

Seine Zeit verbringt er damit, Briefe zu schreiben und ehemalige Naugarder zu finden. *„Meine Post ist meine Ablenkung und Beschäftigung [...] etwa 300 Briefe und Karten, die auf Erledigung warten und täglich kommt etwas zu. Aus Naugard erhielt ich kürzlich 2x Post mit fast 100 Briefen und Karten zur Weiterleitung [...] Die Naugarder hier treffen sich jetzt alle 4 Wochen. Die Wiedersehensfreude ist immer groß.“*

Dann beschreibt er seine Wohnverhältnisse. *„Ich bewohne hier ein möbliertes Zimmer bei einer Frau v. Kriegelstein. Im Sommer ist's ganz nett, jetzt kalt. Zentralheizung darf für mich nicht brennen, ich habe einen kleinen Blechofen [...] Heizung gleich null. Als Heizmaterial habe ich ½ Zentner Holz und ½ Zentner Brikett bekommen. Lächerlich! Es ist für uns nichts da. Auch kein Wunder! Woher soll es auch kommen, wenn Tausende von einheimischen Familien, die nichts verloren haben, auf Grund ihrer irdischen Güter, die sie noch besitzen, sich schwarz eindecken und sich ihre Keller füllen? Für die, die die Schwarzmarktpreise nicht zahlen können, bleibt nichts übrig [...] Federbett, Bettwäsche, Waschschüssel u. -kanne habe ich mir gepumpt. Gefälligkeiten werden mir gar nicht erwiesen, nur morgens wird mir ein kleines Kännchen Kaffee mit aufgebriht. Das ist alles. Sauber mache ich alleine. Heute kocht die Zentralheizung wieder – doch ich darf im kalten Zimmer sitzen.“*

Die Flüchtlinge in Schleswig-Holstein waren eines der größten Probleme der Nachkriegszeit. Gemessen an der Bevölkerungszahl nahm Schleswig-Holstein zwischen 1944 und 1947 die meisten Flüchtlinge und Heimatvertriebenen aus den Ostgebieten des Deutschen Reiches auf. Die Bevölkerung stieg von rund 1,59 Millionen 1939 auf 2,65 Millionen 1946 an.

Hans hat erfahren, dass eine Freundin von Erika mit einem Amerikaner verlobt ist. *„Sie ist bereits drüben in Amerika [...] ich empfehle Dir, möglichst sofort die Verbindung aufzunehmen. Vielleicht hat sie ein gutes Herz und kann auch Dir helfen. So ein Paket aus Amerika ist nicht zu verachten [...] Keine falsche Scham!“*, schreibt er am 20.7.47 an seine Nichte Erika. Mit gleichem Datum schreibt er auch an seine Schwester Grete. Der letzte Brief von Lisbeth war vom 30. Mai 1947. *„Diesseits der Oder blühen ihnen auch keine Rosen. Denn nur schon das Bewußtsein, daß sie die Heimat verlassen müssen, bringt sie seelisch tief herunter.“* Er beklagt sich, dass verschiedene Leute sich nicht mehr bei ihm melden. *„Mit armen Menschen, mit Bettlern möchte keiner was zu tun haben!“*

Am 12. November schreibt er an seine Schwester, die am 1. Dezember Geburtstag hat und wünscht ihr *„eine ‘evtl.’ Rückkehr in die Heimat! [...] Mit*

Riesenschritten kommt der 3. Winter, den wir in der Fremde verbringen müssen. Die Zukunft sieht so wenig rosig aus, daß man gar nicht daran denken mag. Hoffentlich wird es nicht so lange kalt, wie im vorigen Winter [...] Zu Weihnachten kaufe ich mir dann wieder einen Weihnachtsbaum zum Anheizen.“ Er schreibt von Bekannten aus Pommern, die er besucht hat. *„Überall die Sehnsucht nach der Heimat.“* Er gibt auch die Hoffnung nicht auf, dass sein Sohn noch am Leben ist. *„Verschiedentlich habe ich in letzter Zeit gehört, daß Totgesagte – wo die Angehörigen schon vor 5-6 Jahren die amtliche Todesnachricht erhielten – jetzt plötzlich auftauchen, ohne daß sie vorher eine Nachricht geben konnten. Diese Nachrichten geben mir immer wieder neue Hoffnung, daß mein Horst evtl. doch noch am Leben sein kann.“*

Am 25. November 1951 gratuliert er Waldtraut zur Eheschließung. *„Daß ich weder zu Deiner noch zu Erikas Hochzeit kommen konnte, bedaure ich sehr; doch die künstliche Grenze innerhalb unseres Vaterlandes macht es mir unmöglich.“* Deutschland war zunächst zwischen den Siegermächten USA, Großbritannien, Frankreich und der Sowjetunion in Besatzungszonen aufgeteilt worden. Der Graben zwischen den Westalliierten und der Sowjetunion wurde unüberwindlich und 1949 kam es schließlich zur Gründung zweier neuer deutscher Staaten: Der Bundesrepublik Deutschland (BRD) in den ehemaligen West-Besatzungszonen und der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) in der ehemaligen Sowjetischen Besatzungszone (SBZ).

Hans hat ein Paket an Waldtraut geschickt und zählt den Inhalt auf, so wusste Waldtraut auch, ob alles angekommen war und nichts vom Zoll entnommen wurde: *„2 Bettbezüge, 1 Tafel Schokolade, 2 Büchsen Fischkonserven, 3 Päckchen Waschpulver, 1 Riegel Seife, 1 Stck. Gesichtsseife, 1 Päckchen Rasierklingen, 1 Päckchen Tempo-Taschentücher, 1 Schachtel Nivea-Creme“.*

Hans darf inzwischen wieder als Lehrer arbeiten und ist froh, dass er sich sein *„tägl. Brot wieder selbst verdienen kann“.* Seine *„Zeit außerhalb des Dienstes wird ausgefüllt mit Schreibearbeit für die Landsleute. Z. Zt. warten noch rund 200 Briefe auf Beantwortung! Und tägl. treffen neue ein.“* Womit er sich nicht abfinden kann, ist das Alleinsein, *„wo man mit den tägl. Sorgen alleine fertig werden, sich um jeden kaputten Strumpf, um jeden Knopf selber kümmern muß. Das Leben eines ‚Junggesellen‘ wird sehr teuer, denn jede Kleinigkeit, jede Handreichung muß man bezahlen.“*

1962 stirbt Lisbeth. *„Es ist ja so unendlich traurig, daß man nicht mal seinen nächsten Angehörigen die letzte Ehre erweisen kann.“*

Am 20. Juni 1966 macht Johannes Peter sein Testament, am 15. Juli stirbt er mit 75 Jahren. Im Testament heißt es unter Punkt 2: *„Sollte der deutsche Osten – also Ostpommern mit der Kreisstadt Naugard – einst wieder frei*

werden so erben meine beiden Nichten, Erika [...] und Waldtraut [...] mein Hausgrundstück in Naugard.“

Elisabeth Raasch

Lisbeth und ihr Mann Gustav kommen Ende 1947 nach Deutschland, nach Thüringen.

„Nach Thüringen gelangten circa 686 000 Vertriebene und Flüchtlinge, wovon ein Großteil zunächst in Aufnahmelagern auf ihre Verteilung im Land wartete [...] Die Sowjetische Militäradministration hielt die Ansiedlung vor allem in ländlichen Gebieten für sinnvoll, da hier die Verpflegung der vielen Menschen einfacher schien [...] Sie verpflichtete die Einheimischen [...] den Flüchtlingen und Vertriebenen Wohnraum zur Verfügung zu stellen. Zudem beschlagnahmten die Behörden Inventar und verteilten es unter den Neuankömmlingen, denen es oft an dem Nötigsten fehlte. Die einheimische thüringische Bevölkerung, die in der unmittelbaren Nachkriegszeit ebenso Not litt, hieß die Ostvertriebenen daher anfangs kaum willkommen [...] Die ‘Fremden’ sprachen andere Dialekte, waren ärmlich gekleidet, übten unbekanntes Brauchtum aus und hatten vielmals eine andere Konfession als die Alteingesessenen. Vorurteile förderten die Ressentiments und die Vertriebenen und Flüchtlinge blieben zunächst unter sich. Gleichwohl waren viele Thüringer hilfsbereit und zeigten Mitgefühl mit den Neuankömmlingen. Deren Lebenssituation verbesserte sich allmählich in den 1950er Jahren. Zugleich schwand ihre letzte Hoffnung auf eine Rückkehr in die alte Heimat mit der Anerkennung der Oder-Neiße-Grenze durch die DDR im Juni 1950.“

Am 29. Dezember 1947 schreibt Lisbeth aus Tambach-Dietharz an ihre Schwester Grete: *„Ich möchte so sehr gerne auch Arbeit haben, ein bißchen Lebensmittel zu verdienen – und nicht unnütz noch auf der Welt zu sein. Wir haben hier beide das Gefühl, wir fühlen es oft nur zu deutlich, daß sich die Leute fragen: wozu sind die wohl noch da? Nur um das Brot aufzuessen? Täglich, fast bei jeder Gelegenheit fühlt man die Frage, oft wird es uns fast klar bei der Unterhaltung gesagt. Täglich muß man den Leuten mit unserm bißchen Essenkochen kommen. Es ist wirklich schlimm, keine eigene Kochgelegenheit zu haben. Diese Menschen kennen es nicht, wie es ist, heimatlos zu sein, dazu bettelarm. Die sitzen hier alle noch in ihrer vollen Wirtschaft und in ihren schönen Zimmern und merken nichts von unserer Not, wissen nicht, wie es ist, heimatlos zu sein. Sie wollen es ja auch nicht wissen.“*

Dann schreibt sie, wie sie Weihnachten gefeiert haben. *„Noch niemals so einsam wie jetzt [...] Ich selbst konnte keine äußerlichen Vorbereitungen treffen. Keinen Kuchen backen und kein Bäumchen schmücken. Nichts, gar nichts.“*



Tambach-Dietharz bei Gotha in Thüringen

Auch keinen Festbraten konnten wir uns leisten. Ich hatte zwar noch ein Stückchen Fleisch, konnte aber doch nicht dazu ankommen um es für uns fertig zu schmoren. Unsere Kartoffelsuppe ließ sich schneller zubereiten. Es wird nur gefragt, ob man 'fertig ist'. So habe ich unser Stückchen Fleisch eingesalzen und warte ab, bis wir selbst einen kleinen Herd haben oder eine andere Wohnung. Hier müssen wir raus, wir wollen aber auch gern.“

Die Wohnverhältnisse sind bedrückend. „Das Stübchen (eigentlich ein kleiner Käfig – denn unsere Aussicht ist auf ein schwarzes Pappdach von einem Holzschuppen und in einen ganz kleinen engen Hof.) [...] Fr. N [...die Wohnungsinhaberin] hat ihre eigenen Absonderlichkeiten. Sie hat mit keinem Nachbarn Umgang. Die Haustüre ist stets verschlossen, hat mal irgend jemand ein Anliegen, so wird derjenige vor der Haustür abgefertigt [...] In ihre Zimmer, außer der Küche, haben wir keinen Blick tun können. Traf es sich, wir kamen zugleich aus den Türen, so wurde ihre Tür schnell zugeklemmt [...] Wenn ich in die Küche kam, war Kuchen und Braten – alles verschwunden, ich ging aber auch nicht früher, bevor sie gerufen hatten, daß die Küche frei war.“ Dass es auch anders sein konnte, sieht sie bei Bekannten, die ebenfalls Flüchtlinge sind. „Diese waren von ihren Wirtsleuten eingeladen worden, hatten Geschenke bekommen, so gut es ging, auch hatten sie ihnen Kuchen geschenkt. Außer uns kam noch eine Frau mit 2 kleinen Kindern dorthin, die war von ihrer Wirtsfrau reichlich mit Kuchen und anderen Sachen beschenkt worden. Außerdem war sie von Nachbarn mit Kuchen beschenkt worden.“

Zwei Jahre später war das Leben noch immer sehr schwierig. In der Bundesrepublik Deutschland wurden die Lebensmittelkarten im Jahr 1950 abgeschafft, in der DDR gab es sie bis Mai 1958. Ausgenommen bleiben in der DDR allerdings Kellerkartoffeln (der Kartoffelvorrat wurde „eingekellert“) und Kohle. Durch den Wegfall der Rationierung stiegen die Preise für die bisher markenpflichtigen Produkte. Hinzu kam das zeitraubende Schlangestehen nach Mangelware.

Mit der Abschaffung der Lebensmittelkarten wurde in der DDR ein einheitliches Preissystem für Nahrungsmittel eingeführt. Sie wurden teurer als mit Karten, aber billiger als in den Geschäften der Handelsorganisation (HO), die es seit 1948 gab und die den Schwarzmarkt bekämpfen sollten. Im ersten HO-Laden in der Berliner Frankfurter Allee mussten für 500 Gramm Zucker 1,45 Mark gezahlt werden – mit Karte nur 0,54 Mark.

Am 10. Januar 1950 schreibt Lisbeth an Waldtraut: *„Auf Deine Frage wegen dem Fleisch muß ich Dir sagen: ein ganz kleines Stückchen Schweinefleisch bekommen wir ab und zu noch mal, aber immer ein Stück recht mageres zähes Rindfleisch dazu und ein Zipfelchen Wurst. Wenn wir nicht so liebevoll von allen Verwandten unterstützt würden, würde es noch recht traurig für uns aussehen. Denn nur von den Marken kann doch der bescheidenste Mensch nicht leben, wenn wir auch einige Gramm Nährmittel mehr bekommen im Monat. Am Sonnabend haben wir ein Päckchen mit Fett und [...] Pfefferkuchen von Gerhard Butenhoff erhalten. Wir haben uns soooo herzlich darüber gefreut. Denn Fett ist ja bei uns eine rare Angelegenheit. Uns ist viel Liebes erwiesen worden [...]*

Wir verbringen unsere Tage fast ausschließlich in der Küche, weil der Ofen im Zimmer zu viel Feuerung frisst. Gefallen tut es mir schon gar nicht. Aber was ist zu machen! Wir können ja so vieles nicht, wie wir möchten.“

Trost findet Lisbeth im Glauben. Sehr gern geht sie zur *„Frauen-Missionsstunde [...] welches meine einzige Abwechslung ist“*. Aber auch bei der Kirche fühlt sie den Unterschied zu denen, die den Krieg relativ schadlos überstanden haben. *„Hier in Tambach sind viele von der Kirche aus betreut worden, hauptsächlich die Einheimischen, aber wir haben nichts erhalten. Die Heimatlosen gehören ja zu den Wohlhabenden, die es nicht bedürftig sind. Die Gaben sind alle aus der Westzone und Amerika gekommen.“*

Sie fühlt sich einsam, *„ich möchte am liebsten alle Tage von Euch allen Nachricht haben“*, und hat Sehnsucht nach der verlorenen Heimat. *„Ich [...] träume fast jede Nacht von Naugard und sehe unser Zuhause noch so, wie es einmal war. Gebe Gott, daß wir es einmal wiedersehen.“*

Gustav ist krank, *„jede Woche geht er zum Arzt und man merkt nicht die*

geringste Besserung.“ Am 17. Juni 1950 stirbt er mit 71 Jahren, Lisbeth ist 62 Jahre alt. Am 4. April 1951 schreibt sie: „*Könnte ich meinen lieben Mann noch haben, ich wäre auch glücklicher und wollte ihm gerne hegen und pflegen [...] Diese Einsamkeit, niemand haben mit dem man Freud und Leid teilen kann, ist ein schweres, hartes Schicksal, zumal man so allein in der Fremde steht, ohne liebe Angehörige und ohne die Heimat.*“ Wieder ist der Glaube ihr Trost. „*In Gottes Rat [...] müssen wir uns fügen [...] Wir sind Fremdlinge und bleiben es auch, bis wir in die Heimat kommen, die uns kein Feind rauben kann.*“

Sie möchte gern Waldtraut besuchen, hat aber „*so eine bange Angst vor der Reise*“. Waldtraut soll doch zu ihr kommen und dort auch die Ferien verbringen. Ansonsten geht es ihr etwas besser. „*Ich habe jetzt wieder ein wenig Näharbeit [...] so kann ich mir doch schließlich einige Pfennige verdienen, denn von 35 Mark Rente kann man ja kaum leben, geschweige sich ein Stück Bekleidung oder ein Wirtschaftsgerät anschaffen.*“ Der enge Kontakt zu ihrer Nichte Waldtraut bleibt, auch als diese ihre eigene Familie hat.

Möthlow 1946

Erika ist Lehrerin und hat in Möthlow (etwa 25 Kilometer von Rathenow entfernt) Arbeit bekommen. Sie ist 1945 24 Jahre alt.

Elsbeth und Gustav, Waldtraut und Grete sind in Schwabendorf, einem Ortsteil der Gemeinde Faulenrost bei Malchin in Mecklenburg.

Am 13.2.46 schreibt Erika:

„*Liebe, liebe Mutti!*

[...] Schreibt mir bald, wie es Euch geht, ja? Aber ganz ehrlich [...] dann können wir endlich wieder alle zusammen sein. Wie schön wäre das! Denn so berühmt geht es doch wohl kaum in Schwabendorf? [...] Wenn Euer Essen da gut ist, aber nur dann, wäre es vielleicht besser, Ihr bliebet dort, bis ich eventuell eine Kuh organisiert hätte. Hungern oder schlecht wenig essen können wir überall, und dann ist es besser, wenn wir das zusammen tun [...] Du und Papa und ich machen dann unseren Krempel gemeinsam. Wenn wir dann Garten, Ziege und Kuh und Schwein und Huhn haben, wollen wir zufrieden sein.“

Fünf Tage später heißt es: „*Ich wohne ziemlich dicht an der Bahnstrecke Berlin-Stendal,*



Erika 1941

komme also schnell mal nach Berlin und von da geht es ja nach Malchin. Mir geht es gut, ich wohne beim Bäcker des Dorfes möbliert, denn die Lehrerwohnung ist beschlagnahmt für Siedler. Ich habe ein kleines aber nettes Zimmerchen bekommen [...] Das Dorf ist nur klein, ich habe mit den Flüchtlingskindern 49 Kinder.

Hier wird immer erzählt, die Russen ziehen fort und die Polen haben bereits die westlichsten Kreise Hinterpommerns geräumt, und die Flüchtlinge sollen bald zurück [...] Wenn Ihr könnt, kauft [...] Kartoffeln, ich krieg hier keine. Die Berliner überlaufen das Land [...] sie geben 1 Paar Stiefel oder Schuhe und noch 300 RM für 1 Ztr. Kartoffeln. Und es kommt bestimmt noch schlimmer [...] Wenn wir dann genügend Kartoffeln haben, kommen wir schon durch. Bißchen Geld verdiene ich ja auch [...] Sonst ist es schön hier. Bloß wir können hier eben nicht zusammen sein.“

Am 16. März schreibt sie an ihre Schwester, die am 24. März 21 Jahre alt wird: *„Weißt Du noch wie ich Dir im vorigen Jahr wünschte, Du möchtest Deinen kommenden Geburtstag besser erleben und nicht wieder im Stroh? Und ein bisschen besser ist es doch schon geworden, nicht wahr? [...] Und laß den Kopf nicht hängen, Traudl, kannst dann ja nicht die Sterne sehen, die gibt es noch immer, man muß sie bloß sehen. Wenn wir nicht zurückkönnen, dann werden wir auch hier klarkommen. Wenn erst geregelte Verhältnisse sind, dann suche ich mir einen Schulort mit einer schönen Dienstwohnung, und das wird dann unser aller Zuhause [...] Alle Leute erzählen nur noch vom Krieg, einem kann angst und bange werden. Wenn es geht, sollen Papa und Mama doch so schnell wie möglich herkommen. Wenn der Krieg tatsächlich kommen sollte, komm auch Du hierher, Waldtraut. Frau Welzel hat solche Angst und wäre froh, wenn ihr alle hier wäret [...] Ich hoffe immer noch, daß wir doch wieder in Ruhe und Frieden werden arbeiten können, aber wenn es anders kommt, können wir ja auch nichts machen.“*

März 1946: *„Ich werde mein Möglichstes tun, daß Ihr zum 1. April hier nach Möthlow kommt. Der Mann von der Bäckersfrau ist noch in Kriegsgefangenschaft [...] vielleicht könntet Ihr der Frau etwas helfen. Dann hätten wir wenigstens Brot. Einen Schulgarten habe ich auch. Wenn Ihr dort nur noch einige Kartoffeln gekauft kriegt, dann werden wir uns hier schon durchschlagen. Ich gebe jetzt schon Nachhilfestunden und kriege öfter Milch oder was anderes. Es wird schon gehen, wenn Ihr bloß die Genehmigung kriegt, hier zu wohnen, weil doch schon alles von Flüchtlingen überfüllt ist [...] Wenn ich bloß die Aufenthaltsgenehmigung für Euch kriegen würde.“*

Ende März, Anfang April ist alles geklärt. *„Ich freu mich richtig drauf, wenn Ihr hierher kommt. Frau Welzel hat noch etwas Wiese und ein Pferd hat sie*

traut dann auch erst in Amt und Würden ist, fahren wir alle fünf einmal im Jahr zusammen im Urlaub irgendwohin, erstmal in den Harz oder Spreewald. Für Tante Grete muß ich bloß noch eine Nähmaschine organisieren, Arbeit kriegt sie hier in Hülle und Fülle. Ich glaub überhaupt bestimmt, es wird noch mal alles wieder gut für uns.“

Waldtraut schreibt aus Faulenrost an Erika in Möthlow: „Ach, wenn Papa nur erst hier wäre und die Reise wirklich bald losginge und ich guten Bescheid kriegen würde. Das wäre [...] das schönste Geschenk [...] Wer weiß, wie das nächste Jahr für uns aussieht. Wenn doch die Post nicht so langweilig wäre! Ich bin ganz aufgeregt, Möthlow, Möthlow!“

Erika kümmert sich auch darum, dass Waldtraut eine Ausbildung zur Lehrerin machen kann. „Der Schulrat hat mir gesagt, daß landwirtschaftliche Lehrerinnen sehr gesucht sind [...] die Ansprüche, die man heute an Lehrer stellt, sind derartig gering, daß die Leute schon froh sind, wenn man über die Bruchrechnung Bescheid weiß“, schreibt sie im Februar 1946 und am 22. März: „Meine liebe kleine Schwester! [...] Deiner Aufnahme in die Landfrauenschule [Jühnsdorf] steht nichts entgegen.“ Jühnsdorf ist seit 2003 Ortsteil der Gemeinde Blankenfelde-Mahlow im Landkreis Teltow-Fläming in Brandenburg. Das im Jahre 1824 erbaute Gutshaus diente nach dem Krieg kurze Zeit als Landfrauenschule.

Waldtraut 1946-1949

In Waldtrauts Arbeitsbuch, ausgestellt vom Amt für Arbeit in Kremmen, ist zu lesen, dass sie vom April 1931 bis zum März 1939 die Volksschule in Naugard besucht hat und 1940/41 die Landwirtschaftliche Haushaltungsschule.

Wahrscheinlich im April 1946 schreibt Waldtraut aus Jühnsdorf an ihre Tante Grete in Faulenrost über die Fahrt nach Jühnsdorf und ihre ersten Eindrücke. „Ich bin ja gut nach Gielow [Nachbargemeinde von Faulenrost, an der Bahnstrecke Waren–Malchin] gekommen, aber Papa hätte es bis zum Zug bestimmt nicht mehr geschafft, wenn er nicht gleich in Faulenrost einen Wagen geschnappt hätte. So kam er noch gerade recht. In Malchin



sind wir dann gleich umgestiegen nach Neubrandenburg. Dort haben wir auf den Berliner Zug, der gegen 1/2 4 einlaufen sollte, gewartet. Natürlich sind wir nicht mehr mitgekommen. Trittbretter u. Dächer, alles voll. Wir sind dann bis Pasewalk gefahren, haben dort auf dem Bahnhof übernachtet. Morgens ganz früh wurde ein Zug nach Bln. eingesetzt. Der Zug wurde auch so voll, daß die Menschen, die keinen Platz mehr hatten, 'wie die Heringe' standen.

Von Berlin hab ich in der kurzen Zeit vor schwitzen, schleppen und umsteigen nicht viel gesehen, jedenfalls eine Hitze wie im Juni [...] Das Schloß ist doch ganz was anderes als unser altes [in Faulenrost waren die Flüchtlinge im ehemaligen Schloss untergebracht], leider aber auch ziemlich mitgenommen [...] Es wäre hier wirklich alles ganz herrlich, landschaftlich u. sicher wird es hier auch so schön, wenn man nicht immer an zu Hause denken müßte. Vor dem Haus vor meinem Fenster stehen auch 2 große Kastanienbäume. [Vor dem Elternhaus in Naugard standen zwei große Kastanien.] Sicher gibt es aber auch genug Arbeit, daß man gar nicht so viel nachdenken kann [...] Der richtige Betrieb geht erst am 1. Juni los [...] Verhungern tu ich bestimmt nicht [...] Gestern bekamen wir Brennesselspinat [... am] Abend Heringsklops, nachher gab's Schrotsuppe mit Stullen, heute Mittag Stampfkartoffeln, Rührei, grünen Salat und Holundersuppe, zum Kaffee Kuchen aus Roggenschrot und heut Abend Kartoffelsalat mit allem möglichen drin und dran. Nun mach ich mir bloß wieder um Euch alle Sorgen, ob ihr auch satt werdet.

Lernen kann ich hier bestimmt viel, ich glaube sogar Englisch und Russisch. Und trotz allem wird's mir grausen wenn ich dran denke, 2 Jahre [?] hier sitzen und nicht nach Haus zu können [...] Am liebsten wäre ich mit Euch allen zusammen [...] Aber das Leben mußte ja auch ein Ende haben u. ich will froh sein, dass ich hier sein kann. Ich müßte bloß ein paar Jahre jünger sein, in Henkenhagen fiel mir das alles wohl leichter, glaub ich. "Waldtraut ist 21 Jahre alt und die Schulzeit liegt sieben Jahre zurück, der Krieg und der Verlust der Heimat sind gerade ein Jahr her.

Im Oktober 1946 hat sie die ländliche Hauswirtschaftsprüfung mit „gut“ bestanden. Bewertet wurden praktisches Können im Kochen, bei der Hausarbeit, Wäschebehandlung, Nadelarbeit, Gartenarbeit und Stallarbeit, praktisches Wissen, berufsständisches Wissen und Schriftverkehr.

Vom November 1946 bis August 1947 macht Waldtraut die Ausbildung zur landwirtschaftlichen Berufsschullehrerin im Landwirtschaftlichen Lehrinstitut Luisenhof in Oranienburg.

Von dort schreibt sie am 24.11.46 an die „*liebe Tante Grete*“ und gratuliert zum Geburtstag. Sie wünscht ihr „*von ganzem Herzen, daß wir den nächsten gemeinsam zu Haus feiern können*“. Sie freut sich auf die Ferien, in vier

Wochen ist Weihnachten, aber „es gefällt mir auch in Oranienburg ganz gut. Vorigen Sonntag hab ich Jühnsdorf noch einmal besucht, schön war es.“



Ab 1. September 1947 hat sie eine Stelle als landwirtschaftliche Berufsschullehrerin an der Berufsschule in Kremmen. Dort lässt man sie im April 1949 durch die 1. Lehrerprüfung fallen und teilt ihr dies mit Schreiben vom 31. Mai mit. Ihre Noten sind 2 bis 3, bis auf eine 5 in der mündlichen Prüfung in Wirtschaftswissenschaften.

Waldtraut erhebt am 23.7.49 Einspruch und bittet um Revision. Ihrer Meinung nach „ist die Gesamtbewertung auf 5 gedrückt worden, da mir in der persönlichen Beurteilung meines ehemaligen Schulleiters, Herrn Köhler, jede Unterrichtsbefähigung im demokratischen Sinne abgesprochen wurde“. Herr Köhler hatte in ihrer 18-monatigen Schulpraxis einmal für eine halbe Stunde ihrem Unterricht beigewohnt. „Die vollkommen ungerechtfertigte Beurteilung dürfte lediglich auf persönliche Differenzen zurückzuführen sein.“

Zwei Monate später erhält sie den Bescheid, dass die Prüfung wiederholt werden soll.

Im August schreibt Martin Storm: „Das man Dich mit Deiner ersten Lehrerprüfung so hintergangen hat, finde ich furchtbar gemein. Es ist ja nur gut, das Du weißt, wem du es verdankst und woran die Sache gescheitert ist [...] Das man in einem solchen Falle ziemlich ärgerlich und verstimmt ist, kann ich gut mitfühlen.“

Landesregierung
Brandenburg Mark Brandenburg
Königsplatz

② Potsdam, den 9-9-47

An: 533 Der Minister
für Volkshbildung, Wissenschaft u. Kunst

An
Präsidentin Waltraut F o r s t e r

an Herrn u. Frau Wehner.

Wie Übertragen Ihnen mit Wirkung vom 1.9.47

die Stelle als Lehrf. Berufsschullehrerin Bes.Gr.III, i. B.D.A. 1.9.47
an der Berufsschule

in K r a n n e n

So wollen wir bei Ihren zuständigen Schulleiter in Baum

ein entsprechendes Attest mit Gehaltsbefund mit-
zum Dienststell stellen. Das wird die durch Ihren Schulleiter nachzureichen.

Im Auftrage:

Wendt

No. 11 70 8960 - 2174

LANDESGREGIERUNG BRANDENBURG

Minister für Volkshbildung, Wissenschaft und Kunst

An: Schule

in: Altdorf

Bei Anwesenheit bitte entgegen

An die Berufsschullehrerin
Waltraut F o r s t e r

K r a n n e n
Berufsschule

Betr.: 1. Lehrprüfung

Wir müssen Ihnen leider mitteilen, daß die auf Beschluß der Beamten-
prüfungskommission die 1. Lehrprüfung nicht bestanden haben.

Begründung: Die Prüfungskommission hat festgestellt müssen, daß die Lei-
stungen in Arbeitsgemeinschaft des Bestehens der Prüfung
nicht rechtfertigen.

Wir hoffen, daß die durch besonderen Fleiß und verstärkte Aktivität im
Schuldienst die Voraussetzungen schaffen, die notwendig sind, um bei der
Wiederholung der Prüfung den erforderlichen Anforderungen zu genügen.

② Potsdam, den 31. Mai 1947

Stammesstraße 23, Haus 12

Personen: Fischer III, Hausmann 533

Telegraphisch abgefragt

Bestand: Montag, Mittwoch, Freitag

Sinner 15



K. J. W. Wehner
Minister des Kulturs

Über den Herrn Schulleiter
in Baum



Anfragen an die Landesregierungs-Verwaltung in Potsdam, Postfach 796, in Potsdam, Telefon 2222, oder Kreis 1000.
Postanschrift an: Landesregierungs-Verwaltung in Potsdam, Postfach 796, in Potsdam, Telefon 2222

4 52 1-0 (1947) Die H. Landesregierungs-Verwaltung, Potsdam

11/57 11/57

Am 23.10.49 bekommt Waldtraut einen Brief von einem Horst. *„Hat denn Köhler immer noch so großen Einfluß auf die gesamte Schule? Denn eigentlich solltest Du ja in Kremmen Schulleiterin werden [...] Schulrat Meier hatte Dich vorgeschlagen und Potsdam hatte nichts einzuwenden.“*



Waldtraut 1948

Viele Briefe schreibt Elsbeth an Waldtraut und berichtet von ihrem Alltag, von Erika und Verwandten, von denen Post kam, und sie schreibt von ihren Sorgen um die jüngere Tochter. Einige der Briefe, ab Oktober 1946, sind erhalten.

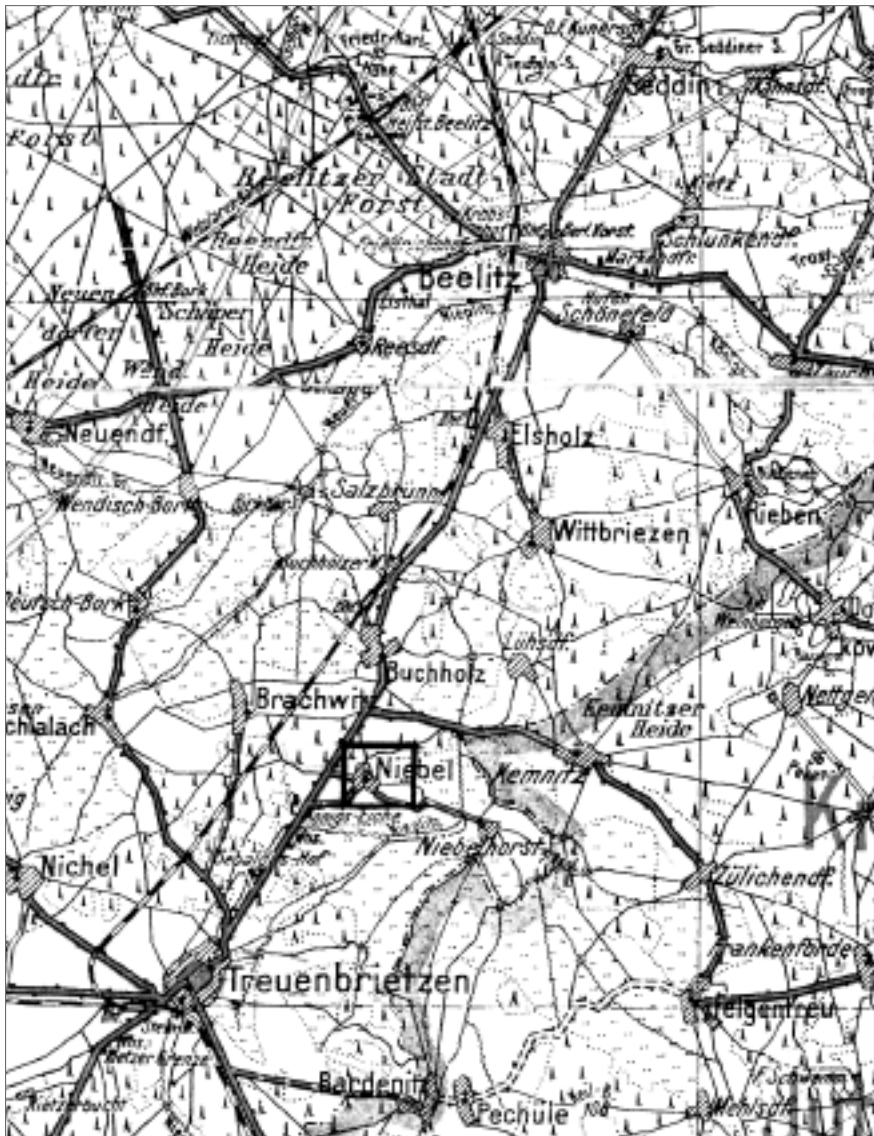
Ständiges Thema ist die schlechte Ernährungslage. *„Du hast gar nicht so sehr verhungert ausgesehen. Ich denke jedes[mal] an Dich wenn ich mich mal so schön satt gegessen habe. Die Kartoffelsuppe steht schon fertig in der Röhre.“* (14. März 1947) Sie teilt mit, *„daß Irmgard Butenhoff ein Kindchen erwartet [...] Es wäre ja schrecklich, wo sie sich selbst kaum ernähren können.“* (21.2.48) Im gleichen Brief heißt es: *„Wenn es nur recht bald wieder gelinder werden möchte, daß uns die Kartoffeln in der Miete nicht erfrieren, dann wird es schon noch alles werden.“* Am 13. April dann: *„Gestern haben wir auch unsere Kartoffelmiete ausgeholt, ich mußte noch richtig dabei heulen. Eine Menge Mohrrüben waren noch drin, die hat Papa doch wohl noch irgendwo gekriegt, daß er das nicht mehr rausholen würde, hat er sich damals auch noch nicht gedacht.“* Weihnachten 1947 war Gustav Peter gestorben.

Erika hatte in der nächsten Woche Prüfung. *„Sie ist schon ganz durchgedreht, der arme Kopf hat es wirklich nicht leicht“*, schreibt Elsbeth am 5. März 1948. Sie haben von einer jungen Lehrerin gehört, *„die wäre sehr tüchtig und hätte auch alles mit gut bestanden, aber in Politik hätte sie gesagt, da wäre sie noch zu jung um sich ein Urteil darüber zu bilden und schon war sie reingertscht. Das kommunistische Manifest will Erika auswendig lernen.“*

Aus jenen Jahren (wahrscheinlich 1948, auf Lehrgängen in Potsdam erfolgte die pädagogische Ausbildung) stammt auch folgendes kleine Gedicht von Waldtraut:

Erfinder sind sehr kluge Leute.
Es gab sie gestern, es gibt sie heute.
In der Regel erfinden sie fortschrittliche Sachen,
die den Menschen das Leben erträglicher machen.
Doch soll es auch in diesem Leben
manchmal Ausnahmefälle geben.
Das Produkt solcher Geistesblitze haben wir erfahren
als wir hier in Potsdam im Lehrgang waren.
Unter „Bett“ kann man sehr viel verstehen
aber so etwas hatten wir noch nie gesehen.
Wir betrachteten das Ding von allen Enden
wir konnten es drehen, konnten es wenden
und plötzlich fiel es uns endlich ein:
das muß 'ne fortschrittliche Matratze sein,
bevor die letzten abends auf's Stroh gekrochen,
waren die ersten schon durchgebrochen.
Am Morgen gingen die Überraschungen weiter,
wir erwachten halb tot, doch blieben wir heiter.
Wir lenkten nach alter bekannter Sitte
nach dem Waschraum zunächst unsere Schritte.
Rationierungen sind uns zur Genüge bekannt,
aber Wasser rationiert? Das ist allerhand.
Die Herrlichkeiten liefen oft mit Stoppeln umher
ohne Wasser und Spiegel rasieren ist schwer.
Doch hatte der Lehrgang auch positive Seiten
das wollen und können wir nicht bestreiten.
Was uns sonst noch fehlte, fanden wir beim Paddeln und Baden
und lassen uns darum gern wieder einladen.

In Kremmen lernt Waldtraut 1949 den zwei Jahre jüngeren angehenden Berufsschullehrer Kurt Lehmann kennen.



Niebel gehört heute zu Treuenbrietzen.

Kurt Lehmann

Niebel

Kurt wurde am 13. März 1927 als zweites Kind des Büdners Ewald Lehmann und seiner Ehefrau Marie, geb. Ernicke, in Niebel geboren. (Ein Büdner ist ein Kleinbauer mit nur wenig Grundbesitz.) Mit der kleinbäuerlichen Wirtschaft seiner Eltern (7,5 Hektar landwirtschaftlicher Nutzfläche und fünf Hektar Wald) waren auch bei größtem Fleiß keine Reichtümer zu erwerben. Der Acker bestand überwiegend aus Sandboden und befand sich auf vier, die Wiese auf drei verschiedenen Standorten in ein bis drei Kilometern Entfernung vom Dorf.

Ewald musste immer wieder mit Nebenbeschäftigungen dazu beigetragen, einen bescheidenen Lebensstandard zu erhalten. Zum Beispiel durch das Ausheben von Kabelgräben für Telefon- und Stromleitungen oder bei der Beräumung von Fließgewässern, natürlich alles in Handarbeit.

Über die Vorfahren ist wenig bekannt. Die Urgroßeltern von Kurt hießen Kühn und sind vermutlich 1815 bzw. 1820 geboren. Das Ehepaar Kühn war kinderlos. Es adoptierte aus der Verwandtschaft die am 31. Juli 1864 geborene Emilie Gensicke aus Fresdorf. Diese heiratete etwa 1890 Albert Lehmann aus Wildenbruch bei Potsdam (geboren am 31. Juli 1862). Sie hatten zwei Kinder, Ewald wurde 1896 geboren und Hedwig kam zwei Jahre später, am 22. Juli 1898, zur Welt. Hedwig heiratete um 1922 Willi Kaplick in Wildenbruch und starb am 17. Dezember 1978. Emilie starb am 28. November 1931, Alberts Todestag ist der 1. Juli 1928. Albert hatte einen Bruder, die Ehe von dessen Sohn Paul, Ewalds Cousin, blieb kinderlos. Es gab die Überlegung, einen von Ewalds Söhnen, Kurt oder Erwin, zu adoptieren. Dazu kam es jedoch nicht. Kurts Großmutter, die Mutter von Marie Ernicke, war in zweiter Ehe mit Paul Ernicke aus Elsholz verheiratet.

Ewald war am 11. Juli 1896 in Niebel geboren worden. Im Ersten Weltkrieg wurde er im Gebiet des Kaukasus verwundet, vermutlich war er während seiner Zeit als Soldat auch in Konstantinopel (seit 1930 Istanbul). Anfang der 1920er Jahre kam er wieder nach Hause und heiratete im November 1924 die am 12. August 1901 geborene Marie Ernicke aus dem benachbarten Dorf Elsholz.

Erwin, der älteste Sohn von Ewald und Marie, wurde am 1. Januar 1926 geboren. Als Kurt am 13. März 1927 das Licht der Welt erblickte, war die Freude etwas gedämpft. Die Eltern hatten sich als zweites Kind ein Mädchen gewünscht, auch hatten sie Angst, dass mit dem Kind etwas nicht stimmte, da

der kleine Kurt sein „noch unvollkommenes sprachliches Organ Tage hindurch strapazierte“. Deshalb erhält er die Nottaufe im elterlichen Haus.

1932 und 1941 kommen zwei Mädchen zur Welt.



Die Kinder der Familie Lehmn, 1943

Viel Zeit zum Spielen haben die Kinder nicht, Kinder mussten im Hof und auf dem Feld mit anpacken.



Das elterliche Gehöft lag als erstes an einer von der durchgehenden Dorfstraße abzweigenden, nur einseitig bebauten Seitenstraße.

Das Wohnhaus hatte zweieinhalb Zimmer, und an beiden Seiten eine überdachte Toreinfahrt. Wegen der geringen Durchfahrthöhe wurde

die eine Toreinfahrt lediglich als Unterstellmöglichkeit genutzt. Im Stall war Platz für zehn bis fünfzehn Schweine, fünf bis sechs Rinder und zwei Pferde, für Heu- und Getreidevorräte. Die Scheune war das älteste Gebäude und im Lehmfachwerk errichtet. Das Wohnhaus entstand um 1870, der Stall um 1900.



Ewald
und
Marie



Kurt (*13.3.1927, links)
und
Erwin (*1.1.1926, rechts)





Die hinter der Scheune befindliche unbebaute Fläche wurde je zur Hälfte als Garten und für die Einmietung von Kartoffeln und Futterrüben genutzt.

Kurt beim Einmieten der Kartoffeln, 1942

Die Familie mit zunächst drei Kindern lebte sehr bescheiden von dem, was die kleine Landwirtschaft hergab. Geessen wurde, was auf dem Feld und im Garten wuchs. Brot wurde selbst gebacken, Fleisch gab es nur am Sonntag. Das Obst aus dem Garten wurde abgezählt, so dass jedes der Kinder das gleiche bekam.

Kurt hat in seinen Erinnerungen über das Leben im Niebel seiner Kindheit geschrieben: „Einen Laden gab es in Niebel nicht. Ein oder zweimal im Jahr fuhren wir mit dem Kremser, einem Pferdewagen mit Verdeck, die fünf Kilometer nach Treuenbrietzen zum Einkaufen. Am Eingang zur Stadt gab es einen Kaufladen mit Gaststube. Dort wurde [...] Salz, Zucker und ähnliches gekauft. Dort konnten auch Pferd und Wagen untergestellt werden, wenn wir in die Stadt mussten, um noch etwas anderes zu besorgen, vielleicht ein Kleidungsstück oder Schuhe, was selten geschah. Kleidung hatten wir wenig, eine kurze Hose, ein Hemd und Holzpantoffeln. Am Sonntag wurde die ‘Sonntagskleidung’ angezogen. Extra Nachtwäsche gab es nicht, geschlafen haben wir in den Tageshemden.

Im Dorf hatte sich jemand eine ‘Bude’ (als Schutz gegen Wettereinflüsse) auf seinen Ackerwagen gebaut. Morgens gegen vier bis fünf sammelte er die Milchkannen ein und brachte sie nach Treuenbrietzen zur Molkerei. Von dort brachte er Butter und Magermilch mit zurück. Die Butter war in Pergamentpapier eingewickelt. Um sie im Sommer kühl zu halten, wurde sie zu Hause in einen Eimer mit Wasser gelegt.

Später fuhr der Kaufmann aus Buchholz, dem Dorf, in dem auch der Bahnhof war, mit seinem Pferdewagen durch die Dörfer, nahm Bestellungen auf und brachte die Waren aus der Stadt oder seinem Laden. Auch ein Brauerei-

wagen kam und verkaufte Braunbier. Das wurde dann zum Trinken mit Wasser verdünnt. Wir machten davon wenig Gebrauch. Im Sommer wenn es heiß war, gab es bei der Feldarbeit verdünntes Essigwasser aus einem Tonkrug, in dem es auch bei der Hitze kühl blieb.

Fleisch wurde nicht gekauft. Zweimal im Jahr wurde geschlachtet, vor Weihnachten und Ende Februar, zu Ende des Winters. Im Keller stand eine Wanne, darin lag das Pökelfleisch. Der Fleischer hat auch Wurst gemacht; im Darm, oder in Gläsern eingeweckt. Der Gastwirt im Dorf hatte eine Dosenverschließmaschine. Wenn die Dose geöffnet und die Wurst entnommen worden war, wurde sie anschließend wieder genutzt. So wurden die Dosen immer kürzer. Schon Tage vor dem Schlachten wurde beim Bäcker billig altes Weißbrot gekauft. Das wurde klein geschnitten und als Füllung für Blut- und Semmelwurst verwendet.“



Ab 1. April 1933 besucht Kurt die einklassige Volksschule in Niebel. Der Schulweg war kurz, das Schulhaus befand sich schräg gegenüber vom Elternhaus auf der anderen Straßenseite.

Im Schulhaus war die Wohnung des Lehrers und ein Klassenraum, mit Schulbänken für die sechs- bis zehnjährigen und Tischen mit Stühlen für die elf- bis 14-jährigen Schüler. Dort wurden 30 bis 40 Kinder im Alter von sechs bis 14 Jahren von einem Lehrer unterrichtet. 1933 gab es sechs Schulanfänger, zwei weitere Jungen und drei Mädchen.

Einschulung 1933



Kurt und Erwin, 1938

Ein Erlebnis, Kurt war elf Jahre alt, hat er nie vergessen: „Am Vormittag des 10. November 1938 fuhr ich mit dem einzigen Fahrrad der Familie in das fünf Kilometer entfernte Städtchen Treuenbrietzen. Mitten in der Stadt beim Rathaus befand sich das einzige jüdische Geschäftshaus, ‘Slotowski’. Dort gab es Bekleidung, Haushaltswaren, Fahrräder und Fahrradzubehör. Links und rechts neben dem Eingang standen zwei Vitrinen, in denen die Waren ausgestellt waren. Die Straße am Rathaus war mit Seilen abgesperrt. Viele Bürger standen herum und betrachteten neugierig die auf der Straße herumliegenden beschmutzten und mit Tinte unbrauchbar gemachten Textilien und zerstörten Haushaltsgeräte. Dazu gehörten auch die ausgestellten Waren aus den zerstörten Schaukästen. Der Inhaber, so konnte man hören, wurde im Rathauskeller eingesperrt.“

Es war ein Unrecht geschehen, aber verstehen konnten er und seine Eltern das Ganze damals nicht. Es gab niemanden, der mit den Halbwüchsigen über politische Fragen sprach. Ein Radio besaß kaum jemand im Dorf und für eine Zeitung reichte das Geld nicht.

Paul und Gertrud Slotowski hatten ihr Geschäft in der Großstraße 79. Sie wurden 1941 von den Nazis deportiert und in Łódź ermordet.



Ewald, 1940

helfen. Besonders bei körperlich schweren Arbeiten gab es auch Unterstützung von Verwandten, Nachbarn und Freunden. Die Jungen hatten aber das gleiche Pensum zu bewältigen wie eine erwachsene Arbeitskraft.

Zum Glück für die ganze Familie wurde Ewald im Frühsommer 1940 auf Grund seines Alters, er wurde im Juli 44 Jahre alt, aus der Wehrmacht entlassen. Eine Arbeit, die auch einen gewissen Schutz vor einer erneuten Einberufung bot, fand er beim Wachschatz im Objekt Sebalduhof, etwa drei Kilometer vom Dorf entfernt. Dort befand sich abseits der Straße im Wald ein Lager mit ungefähr 2 500 Frauen und Männern aus von der deutschen Wehrmacht überfallenen Ländern. Sie wurden vor allem in der Rüstungsindustrie zur Zwangsarbeit eingesetzt. Dazu schreibt Kurt: „Anfang Juni 1942 erhielt mein Vater den Auftrag, zwei russische Frauen aus dem Lager, die für die Arbeit in der angeschlossenen Rüstungsindustrie [...] nicht mehr tauglich waren, außerhalb des Lagers bei einem Bauern oder in einer Gastwirtschaft unterzubringen. Natürlich waren alle Bemühungen vergeblich, da keiner kranke Arbeiter wollte. Zumal alle, denen es um Arbeitskräfte ging, sich längst aus dem großen Angebot ‘Fremdarbeiter’ bedient hatten. So entschlossen sich

Am 1. September 1939, dem ersten Tag des Zweiten Weltkrieges, musste Ewald Soldat werden. Marie war plötzlich mit den drei Kindern, dem 13-jährigen Erwin, dem zwölfjährigen Kurt und der siebenjährigen Marianne, allein, allein mit all der Arbeit und den Problemen des Alltags in der kleinbäuerlichen Wirtschaft. Die Arbeiten mussten irgendwie bewältigt werden. Die Aussaat des Wintergetreides und die Kartoffelernte standen an.

Erwin und Kurt blieben für die nächsten Monate jeweils abwechselnd eine Woche der Schule fern, um der Mutter zu



Ernte 1939

meine Eltern, das Mädchen Wera, sie war 15 Jahre jung [...], in unsere Familie aufzunehmen.“ Etwa ein Jahr lang lebte Wera in der Familie, dann musste sie zurück ins Lager. Sie schaffte es jedoch, den Kontakt bis zum Kriegsende aufrecht zu erhalten.

„Erst viel später wurde uns Kindern bewusst, dass die Eltern [...] ein großes Risiko für sich selbst eingegangen waren, indem sie die strengen Vorschriften der Nazis bei der Behandlung der sogenannten Ostarbeiter nicht beachteten. Es war streng verboten, Fremdarbeiter ‘Ost’ im Wohnhaus unterzubringen, sie waren im Stall oder anderen Nebenbauten einzuquartieren. Ebenso war ihnen untersagt, die Mahlzeiten am Tisch des Arbeitgebers einzunehmen. Auf den größeren Bauernhöfen war diese Art der Behandlung überhaupt nicht ungewöhnlich. Schon immer war es üblich, die Knechte und Mägde in primitiven Unterkünften zu halten, die Männer z. B. in einem Nebenraum des Pferdestalles.“

Fast 50 Jahre nach Ende des Krieges, 1993, kam wieder ein Kontakt zu Wera zustande und es folgten mehrere Besuche in St. Petersburg und ein Besuch von Wera und ihrer Familie in Deutschland.

Am 24. Oktober 1960 stirbt Ewald im Alter von 64 Jahren.

Erst 1947 war Lungentuberkulose im fortgeschrittenen Stadium erkannt worden, die medizinische Betreuung und Versorgung in der Nachkriegszeit war nur unzureichend.



Ewald, 1948



Ewald



Marie

Von Marie gibt es nur wenige Briefe. Im November 1952 schreibt sie: „*Wir werden jetzt täglich bearbeitet wegen der Produktionsgenossenschaft [...] gestern waren zwei aus Luckenwalde hier, Hausbesuche machen. Ich habe mich ganz interessant mit ihnen 1½ Stunden unterhalten. Soll dann in den Vorstand kommen. Na, was wird das noch werden in der Welt.*“ Am Schluss des Briefes bedankt sie sich noch für die Zuckermarken, „*es gibt hier jetzt keinen frei*“.

Am 14. Mai 1953, das erste Kind von Waldtraut und Kurt ist vier Wochen alt, schreibt Marie: „*Ich bin schon recht neugierig und werde bald mal bei Euch sein.* Auch über die Landwirtschaft schreibt Marie. „*Nur will sich die Natur nicht ganz der Planwirtschaft fügen. Es sieht recht trübe aus. Obst ist alles erfroren [...] Bis zum 31. Mai sollen die Betriebe mit Rückständen alles erfüllen. Das ist wohl nicht möglich, was dann werden wird, weiß man nicht.*“

1952 wird die „Schaffung der Grundlagen des Sozialismus“ in der DDR beschlossen. Für die Landwirtschaft bedeutet dies nach sowjetischem Vorbild den Übergang zur Kollektivierung: Die zum großen Teil noch privaten Landwirtschaftsbetriebe sollen sich „freiwillig“ zu Landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften (LPG) zusammenschließen. Die Kollektivierung stößt jedoch auf erheblichen Widerstand der Bauern.

Am 8. November 1987 stirbt Marie im Alter von 86 Jahren.

Erwin hatte im April 1940 die einklassige Volksschule in Niebel beendet und wollte Berufssoldat bzw. -offizier werden, Kurt hatte den Berufswunsch Lehrer. Die Eltern akzeptierten die Wünsche der Söhne, auch wenn sie im Stillen sicher gewünscht haben, dass diese sie bei der Arbeit in der Wirtschaft unterstützen würden.

Kurt erinnert sich, was seine Mutter, „eine aufgeweckte, ehrgeizige und kluge Schülerin der Dorfschule“, erzählte: „Um das Jahr 1910 fand in ihrer Schule eine Inspektion der Schulaufsichtsbehörde statt, diese lag zur damaligen Zeit in der Verantwortung der Kirche. Ihr Lehrer nutzte diese Gelegenheit, den Herrn Superintendenten darauf hinzuweisen, dass die Schülerin Marie wegen auffallend guter schulischer Leistungen eine Förderung zu weiterer Bildung erhalten sollte. Die erste und einzige Frage des Herrn Superintendenten lautete: ‘Was ist ihr Herr Vater?’ Die Antwort: ‘Büdner’. Darauf gab es Worte des Bedauerns und ein Achselzucken. Das Thema war damit beendet.“



1982. Waldtraut mit Bettina, Marie, Gaby (von links)

Ende der Schulzeit, Lehrerbildungsanstalt und Reichsarbeitsdienst

Kurts Schulzeit endet nach acht Jahren im März 1941. Einer Abschrift des Zeugnisses vom 29. März 1941 zufolge erhielt er in allen Fächern, dazu gehörten damals Deutsche Sprache: Lesen und Vortrag, Rechtschreiben und Aufsatz; Geschichte, Raumlehre, Erdkunde, Naturgeschichte, Naturlehre, Musik, Zeichnen, Religion und die Leibesübungen Leichtathletik, Turnen und Spiele, die Note „gut“; nur für Schreiben gab's „befriedigend“; Betragen, Fleiß, Aufmerksamkeit, Ordnung und Sauberkeit wurden ebenfalls mit „gut“ bewertet.

Am 1. September 1942 beginnt Kurt als 15-Jähriger in der neu eröffneten Lehrerbildungsanstalt in Brandenburg/Havel die Ausbildung zum Lehrer.



Aus dieser Zeit ist ein nicht mehr vollständiges Schreiben des Direktors an seinen Vater erhalten. Darin heißt es: „Ihr Sohn Kurt hat sich nach Verabredung mit Angehörigen seiner Ausbildungseinheit am 28.1. gegen einen von seinem Erzieher angeordneten Arbeitsauftrag aufgelehnt. In der Nacht zum 31.1. hat er sich zur Ausführung einer von gewissen Angehörigen seiner Ausbildungseinheit verhängten ‘Strafmaßnahme’ an Kameraden, die an jener Auflehnung nicht teilgenommen hatten, zur Verfügung gestellt, wobei es zu einer erheblichen Körperverletzung gekommen ist. Ihr Sohn erhält daher wegen dieser groben Verstöße gegen Disziplin und Kameradschaft einen schweren Tadel mit der Androhung der Verweisung von der LBA bei einem neuen Beanstandungsfall.“ Worum es sich bei dem Disziplinverstoß gehandelt hat, geht aus dem Schreiben nicht hervor.



Nach nicht einmal zwei Jahren holt der Krieg, bisher kaum wahrgenommen, Kurt ein, als er die Aufforderung zum Reichsarbeitsdienst erhält. Er hat großes Glück. Er muss den Aufenthaltsraum für die Führungsriege saubermachen, das Essen servieren und ähnliche Tätigkeiten verrichten. Vom Nachtpflicht und den Arbeitseinsätzen auf dem Feldflugplatz ist er befreit. Der unvermeidliche Spaten steht immer blank geputzt lediglich zur Repräsentation bereit.



1944

Seit 1935 gab es den Reichsarbeitsdienst (RAD) als allgemeine Dienstpflicht für junge Männer im Alter von 18 bis 25 Jahren in geschlossenen Einheiten zur Bewältigung gemeinnütziger Aufgaben. Im Gesetz für den Reichsarbeitsdienst hieß es: „Alle jungen Deutschen [...] sind verpflichtet, ihrem Volk im Reichsarbeitsdienst zu dienen.“ Der RAD sollte nach NS-Vorstellungen der Erhöhung der Arbeitsmoral dienen und vordergründig dazu beitragen, Klassengegensätze aufzuheben. Das klassenlose Leben in der Gemeinschaft sowie die befriedigende Wirkung von harter körperlicher Arbeit wurden besonders betont. Der Reichsarbeitsdienst war eine paramilitärische Massenorganisation, wie alle nationalsozialistischen Organisationen streng hierarchisch gegliedert mit entsprechenden Dienstgraden, Ehrenzeichen und Uniformen. Eine markante Besonderheit für den „Arbeitsmann“ war der Spaten. Er dokumentierte die Handarbeit, wurde sowohl zum Arbeiten als auch zum Exerzieren gebraucht. Der Spaten musste also immer ordentlich gepflegt werden.



Ausbildung beim Reichsarbeitsdienst, 1944

Hitler sah im Reichsarbeitsdienst eine ideale Möglichkeit zur Ausrichtung der jungen Menschen im nationalsozialistischen Sinne; ihre paramilitärische Ausbildung sollte der Wehrmacht später zugute kommen.

Einberufung zum Kriegsdienst und Kriegsgefangenschaft

Im Oktober 1944 kommt der Krieg wieder ein Stück näher. Nachdem im ursprünglichen Einsatzort Stralsund die Kasernen durch einen Luftangriff zerstört worden waren, hieß das neue Reiseziel Flensburg-Mürwik. Eine harte körperliche Grundausbildung beginnt mit stupiden Schikanen durch machthungrige Ausbilder.

Die wenigen Monate bis zum Kriegsende verbringt Kurt auf einem Schiff.

Jeder Besatzungsangehörige hat eine Rollenkarte in der seine jeweiligen Funktionen, auch die der Gefechtsstation (Ort, den Bordangehörige eines Kriegsschiffes bei Gefechtsalarm auf dem schnellsten Wege zu besetzen haben) aufgeführt sind.

Jedes Besatzungsmitglied an Bord ist in den Rollenplan des Schiffes integriert. Dem ist zu entnehmen, welche Aufgaben situationsabhängig wahrgenommen werden müssen. Der Rollenplan beinhaltet neben Notfällen und Notsituationen auch Einteilungen für den normalen Dienst an Bord.

Rollenkarte für Schiffs-Nr. 21241	
Dienstgrad	1. Obermaat
Name	Walter Schmidt K.
Stammr.-Nr.	
Division	
Gefechtsstation	
Kriegswache	
Paar	
Verschuß	
Abteilungen	
Mann über Bord	
Manöver	
Resnachrichtstation	
Boot- und Bojengerolle	
Landungsrolle	
Bemerkungen	

Form-Nr. 701 100 1001 1001

„Anfang Januar [1945] bezogen wir auf dem Zerstörer ‘Z 25’ im Achterdeck unsere neue Bleibe. Wenn zur Nachtruhe in dem etwa 70 m² großen Raum die schmalen Stander-Kojen ähnlich wie Hängematten in drei Etagen übereinander an Fußboden und Decke recht dicht beieinander verankert waren, fanden 70 Matrosen einen Schlafplatz. Die Tische und Bänke wurden währenddessen an den Wänden hochgeklappt und befestigt. Bei längeren Einsätzen auf hoher See ersparte man sich das Aufstellen der Kojen, der Wechsel der Wachen erfolgte im Vier-Stunden-Rhythmus. Wer zwischenzeitlich ruhen wollte, suchte sich irgendwo ein Plätzchen. Die Tage waren ausgefüllt mit zeitlich umfangreicher Rein-Schiff-Tätigkeit [...], dem Kennenlernen des Schiffes und seiner Einrichtungen, dem Training an der Übungskanone und vielen anderen Aktivitäten. Für den Ernstfall war ich als Kanonier 8 am 15-Zentimeter-Geschütz auf dem Achterdeck eingeteilt. Ich hatte die 30 kg-Granate ins Rohr zu schieben. Unsere kriegerischen Aktionen beschränkten sich darauf, einige Male mit der Schiffsartillerie von See aus zur Unterstützung der Landtruppen an der Kurland-Samland-Front (im heutigen Lettland) feindliche Ziele zu beschießen.“

Am 30. März 1945 wurde Danzig von der Roten Armee besetzt. Dem Schiff auf dem Kurt fuhr, war es gelungen, rechtzeitig nach Kopenhagen zu entkommen.

„Anfang Mai 1945 mobilisierte die Kriegsmarine noch einmal alle fahrbereiten Einheiten, um mit der seit Mitte Januar laufenden Rettungsaktion ‘Ostsee’ so viele Menschen wie nur möglich aus den Ostseehäfen in den Westen zu bringen.“ Ein Zerstörer mit 300 Mann Besatzung nahm bis zu 2 000 Soldaten an Bord.

„Gegen 19 Uhr treffen die Torpedoboote und Kriegsschiffe, aus Kopenhagen kommend, vor Hela ein [...] Gegen 22 Uhr sind die Zerstörer und Torpedoboote fertig zum Auslaufen [...] Im Laufe des 8. Mai wurde uns bekannt, dass Deutschland endgültig bedingungslos kapituliert und in der Nacht vom 8. zum 9. Mai um 00.00 Uhr Waffenruhe an allen Fronten eintreten soll. Wir erfuhren auch: Nach den Kapitulationsbedingungen müssen alle Fahrzeuge, auch alle Schiffe, die um Mitternacht dieses Tages noch östlich Bornholm stehen, umkehren und einen russisch besetzten Ostseehafen anlaufen. Wir wussten auch, dass wir nicht vor dem Morgengrauen die Insel Bornholm passieren würden.“ Die Schiffsführung hält sich jedoch nicht daran und erreicht am 9. Mai 1945 gegen 15 Uhr den Kieler Hafen.

Eine Postkarte mit der „Pretoria“ ist erhalten. („Herzliche Weihnachtsgrüße von der Pretoria“ steht auf der Rückseite.) Die Pretoria war ein Schiff der Deutschen Ost-Afrika-Linie. Ab Februar 1945 wurde sie als Lazarettschiff und zur Evakuierung der deutschen Ostgebiete genutzt.



Pretoria

Die Karte könnte von Gerold Vogler sein. Er schreibt am 8.5.1947 an Kurt nach Niebel (und fragt auch nach Erwin): *„Neulich las ich abends mal wieder in meinem Tagebuch [...] Heute vor zwei Jahren waren wir gerade in Kopenhagen. Ich wünschte ich hätte heute noch den Speck und die Butter von dort. Und wenn ich an die 25 Eier in meinem Spind denke [...] Wir brauchen bei unserer Verpflegung wenigstens keine Angst vor Herzverfettung haben.“*

Für Kurt heißt es nun, den Seesack packen und das Schiff verlassen. Und sich in englische Kriegsgefangenschaft zu begeben. Nachdem er und seine Kameraden zunächst in einer völlig ausgeräumten Kaserne untergebracht worden waren, müssen sie sich Mitte Juni auf den Weg zur Insel Fehmarn machen. Dort sind scheunengroße Zelte mit Strohschüttungen für zunächst unbestimmte Zeit ihr Quartier. „[...] ohne jede Arbeit und Aufgabe vergingen die Tage und Wochen. Das Herumliegen am Strand und Baden in der Ostsee verlor zusehends seinen Reiz.“ Die letzte Nachricht von zu Hause hatte Kurt im November 1944 erhalten. „Die vielen Gerüchte [...] über die Zustände im östlichen Deutschland, der sowjetischen Besatzungszone, machten uns das Leben hier nicht leichter.“



Kriegsgefangenschaft
auf der Insel Fehmarn,
1945.

Untergebracht in gro-
ßen Zelten mit Stro-
schüttungen vergingen
die Tage und Wochen
ohne jede Arbeit und
Aufgabe. Auch das Ba-
den in der Ostsee ver-
lor seinen Reiz.

Im November 1945 bekommt Kurt unerwartet Besuch von seinem Bruder Erwin, der als Berufssoldat und Leutnant nicht zurück in die sowjetisch besetzte Zone kommen will. Er bleibt in der britischen Besatzungszone und heiratet 1949, mit 23 Jahren, Annegret Hansen, die gemeinsam mit ihrem Vater einen Bauernhof in Katharinenheerd auf der Halbinsel Eiderstedt in Nordfriesland bewirtschaftet. Erwin und Annegret haben drei Kinder.

Erwin stirbt am 15. März 1981 und Annegret am 3. September 1989.



Besuch in Kersdorf. Waldtraut mit ihren und Erwins Kindern, etwa 1959

Kurt 1946 bis 1949

Ende Januar 1946 ist Kurt wieder zu Hause in Niebel, das in den letzten Kriegswochen Kampfgebiet gewesen war.

Die Teilnahme an einem Kurs zur Vorbereitung auf das Hochschulstudium (später wurde aus der Vorstudienanstalt die Arbeiter- und Bauernfakultät, ABF) wurde ihm verwehrt. Da er von 1942 bis 1944 die Lehrerbildungsanstalt besucht hatte, war er „ungeeignet“, hatte keine „demokratisch-antifaschistische Haltung“.



Von Februar bis Oktober 1947 besucht er dann die Landwirtschaftliche Lehranstalt in Caputh bei Potsdam und besteht die Abschlussprüfung mit dem Gesamturteil „sehr gut“.

Der Unterricht fand im ehemaligen Schloss statt, gewohnt wurde in Baracken. Der Unterrichtsraum konnte nicht ausreichend beheizt werden, es gab keine Fachbücher und kaum Schreibmaterial.

„Was wir damals hier vorfanden, waren lediglich die kahlen Räume“, sagt Kurt

im Sommer 1949 beim ersten Schülertreffen *„als einer der ältesten Schüler dieser noch jungen Landwirtschaftsschule“*.

Das Schloss war 1945 im Zuge der Bodenreform enteignet und anschließend durch die Rote Armee genutzt worden, bevor die Provinzialregierung die Landwirtschaftsschule darin einrichtete.



Unterricht in Caputh, Kurt vorne rechts



Dort lernt er auch Erich Flöther kennen, mit dem ihn eine lebenslange Freundschaft verband, und Walter Bastian.



Erich Flöther,
Kurt Lehmann,
Walter Bastian. (v. l.)
1947 (oben)
und 1997 (unten)

Um an der Fachschule für Landwirtschaft in Potsdam angenommen zu werden, war ein praktisches Ausbildungsjahr als Landwirtschaftslehrling nachzuweisen. So wird Zixdorf bei Niemege für die Zeit von November 1947 bis Oktober 1948 die nächste Station.

Es gibt ein Schreiben, ausgestellt vom Bürgermeister von Zixdorf am 26.10.48. „Herr Erich Flöther befindet sich auf der Reise von Zixdorf nach Paretz bei Ketzin. Er war Selbstversorger und tritt einen 5tägigen Urlaub an, um dann die Schule für Landwirtschaft in Potsdam zu besuchen. Als Selbstversorger ist er gezwungen, die Verpflegung für alle 5 Urlaubstage mit sich zu führen. Es wird gebeten, ihn ungehindert passieren zu lassen.“

In Zixdorf kam auch das Vergnügen nicht zu kurz. Dazu gehörten die „Fastnacht“ im Februar und das „Hahnreiten“ im Juli. Dafür waren an einem Galgen Ringe angebracht, die beim Vorbeireiten mit einem Stöckchen abgestochen werden mussten.

Am 19. Juni 1949, vier Jahre nach Kriegsende, begrüßt Kurt die Gäste und Dorfbewohner in Niebel zum „Hahnreiten“. *„Wieder einmal haben wir uns*

zusammengefunden um für einige Stunden die Sorgen des Alltags zu vergessen. [...] Trotz der vielen [...] Schwierigkeiten, die uns die augenblickliche Zeit als Folge des unglückseligen Krieges auferlegt hat, wollen wir nicht verzagen, sondern den Kampf um ein besseres Leben fortsetzen. Wer schaffen will, muß fröhlich sein [...] Es ist nun schon eine alte schöne Gewohnheit geworden [...] die Sitten und Gebräuche unserer Vorfahren [...] fortzusetzen.“ Er erinnert an all jene, über denen noch „das drohende Fragezeichen der Ungewißheit [...] schwebt“ und an all die „Kameraden, die ihr ganzes Leben für uns hingegeben



haben“. Er vergisst auch nicht diejenigen, „die durch die Ereignisse der Zeit in unser Dorf verschlagen worden sind und hier eine neue Heimat finden sollten [...] Wir wollen hoffen, daß ihnen noch einmal eine größere Freude, die Rückkehr in die Heimat, zuteil wird.“

Auch im Juni 1950 begrüßt Kurt die Gäste. „Es soll heute ein Fest sein, das uns immer wieder aufs neue vor Augen führt, daß wir zusammengehören [...] Nach all den Jahren der erdrückenden Schwierigkeiten unserer Zukunftsgestaltung [...] wollen wir uns endlich eine neue Auffassung zum Leben zu eigen machen [...] Im Angesicht der blühenden Natur soll das Hahnreiten ein Fest des Blickes nach vorn sein, eine Sammlung der Kräfte, die die Zukunft gestalten.“

Von November 1948 bis September 1949 besucht Kurt die Fachschule für Landwirtschaft in Potsdam. Nach bestandener Prüfung „besitzt er die zur sachgemäßen Bewirtschaftung eines landwirtschaftlichen Betriebes erforderlichen fachwissenschaftlichen Kenntnisse“. Seine Pläne sind jedoch andere. Er will immer noch Lehrer werden.



Der Sinn dieser Fests, das Gefühl der Zusammengehörigkeit, soll nicht durch private Streitigkeiten in Mitleidenschaft gezogen werden, wir wollen nicht nur von Kriegsgut und Gerechtigkeit reden, sondern sie auch pflegen und nicht überlassen.
Früh die Zeit, in der man die Jugend für böse Ziele einfindet und einanderzieht, dürfte längst vorbei sein. Unser Wille an einem ökonomischen Leben ist viel zu hoch gespannt, als daß wir uns daran verlieren könnten.
Ging sie ist immer friedlich und von geistlicher, ins Neuland des Lebens vorstoßend.
Gang sein heißt nicht die Leistung der Ganszen Heizen, nicht außerhalb der Arbeit. Sich selber Heizen ist selber vervollkommen und damit das Leben höher treiben, das voll heute der Form der Jugend sein.
Gott ist Spiel in ihrer Heiterkeit und Kraftausfaltung, besonnen aus dem besten, daß er keine Form hat, auszuwachen zu streben, mit der Fiktion einanderzustellen, verbißt einen Erfolg. Dem Angewandten der Höheren Natur soll der Habwille ein Fort der Dürche und von sein, eine Sammlung der Kräfte die die Fähigkeit geteilt und das notwendige aus die Grundvoraussetzung dazu bleiben muß, den Frieden; denn nur im Frieden kann unser Leben und das Leben der künftigen Geschlechter gedeihen und jene Höhe erreichen, die als Ziel allen Verdächtigten und Fortwärtigen heute verschwebt.

aus Kurts Rede zum Hahnreiten in Niebel im Juni 1950

Im November 1949 kommt Kurt als Berufsschullehrer nach Kremen, wo er die Kollegin Waldtraut Peter kennenlernt.

Kremmen, Letschin und Briesen; 1949–1951

Einen Brief soll ich schreiben
Meinem Schatz in der Fern;
Er hat mich gebeten,
Er hätt's gar zu gern.
Da lauf ich zum Krämer,
Kauf Tint' und Papier
Und schneid mir ein' Feder,
Und sitz nun dahier.
Als wir noch mitsammen
Uns lustig gemacht,
Da haben wir nimmer
Ans Schreiben gedacht.
Was hilft mir nun Feder
Und Tint' und Papier!
Du weißt, die Gedanken
Sind allzeit bei dir.

(Dieses Gedicht von Theodor Storm schreibt Waldtraut am 4.12.1950 an Kurt.)

Kremmen

Kurt schreibt in seinen Erinnerungen: „Am 1. November [1949] reiste ich dort [in Kremmen] an [...] Auf dem Nachhauseweg zu dem mir genannten Quartier war ich dann sehr erfreut, die Kollegin Peter in meiner Nachbarschaft wohnend anzutreffen. Sie war [...] schon zwei Jahre an der Berufsschule in Kremmen tätig [...] Mit zunehmender Zeit wuchs die persönliche Beziehung zur Kollegin Peter. Diese für mich positive Entwicklung schien jedoch dem Leiter der Schule nicht gerade zu gefallen und die Zusammenarbeit mit ihm gestaltete sich mehr und mehr negativ.“ Mit dem Schulleiter Schulze gab es viel Ärger, er war wohl einfach nicht befähigt für den Posten, weder menschlich noch fachlich. „Um diese nicht angenehme Situation zu beenden, beantragten Waldtraut Peter und ich umgehend zum neuen Schuljahr 1950/51 die Versetzung in den Kreis Lebus im Oderbruch.“

Kurt erhält, datiert vom 10. August 1950, eine Ablehnung. Waldtraut beginnt am 1. September als Berufsschullehrerin in dem etwa 140 Kilometer entfernten Letschin.

LANDESREGIERUNG BRANDENBURG Wirtschaftsministerium Personalabteilung (Arb. und Vers.)		Postzeit, den 10. August 1950 Internat. Fernschreiben 1950 Einschreiben 330
N. 2282.00 - Tel.		
An: _____		<u>Einschreiben</u>
Hr. Landwirtschaftl. Kreisamt Herrn Kurt Lehmann T. S. H. S. H. Krs. Gschavolland		
<u>Betr.: Ihre Bewerbung wegen Einstellung als Fachschullehrer</u>		
Nach Vereinbarung mit dem Volksbildungsministerium "Abt. Berufsbildung" werden Sie gebeten, zunächst noch bei dem landwirtschaftlichen Berufsschullehrer zu verbleiben, um genügend praktische Erfahrungen zu sammeln. Nach Ablauf von 1 bis 1 1/2 Jahren können Sie über das Volksbildungsministerium um uns erneut herzutreten. Es dürfte einer Übernahme in den Fachschulsektor dann nichts im Wege stehen.		
Ihre Personalakten werden in der Anlage zu unserer Entlastung zurückgerichtet.		
<u>Anlagen</u>		In auftrage: 
S. 15. Landesverordn. (Berufsbildung, Person)		11 000 000 1 00 100

Waldtraut erfährt, dass es mit der gemeinsamen Versetzung nicht klappt, weil sie und Kurt wegen ihrer engen Beziehung angeblich die Schule vernachlässigt hätten. „Wenn er [Schulleiter Schulze in Kremmen] denkt, er könnte



Mit Schülerinnen der Berufsschule Kremmen am Müggelsee, 1949



Besuch der Lehr- und Leistungsschau in Schwante, Juni 1950

unsere Freundschaft durch diese erniedrigenden Allüren ins Wanken bringen, hat er sich gewaltig in den Finger geschnitten“, schreibt Kurt ziemlich erbost am 27. Juli 1950 an Waldtraut. *„Es scheint gewissen Leuten [...] am Herzen zu liegen“*, dass sie möglichst weit voneinander entfernt eingesetzt werden. Sie sind ja immer darauf angewiesen, dass es einigermaßen vernünftige Zugverbindungen gibt, wenn sie sich sehen wollen. Viele Briefe gehen zwischen Letschin und Kremmen hin und her. Briefe werden oft während stundenlanger Wartezeiten auf den nächsten Zug geschrieben.

Da Züge und Busse nur in großen Abständen und nicht überall fahren, sind Fußwege von mehreren Kilometern keine Seltenheit. Wenn die Busse voll sind, halten sie auch einfach mal nicht an. Im April 1951 ist Kurt zur Weiterbildung in Potsdam. Er schreibt an Waldtraut: *„Um 9 Uhr [abends ...] ist uns der Omnibus durchgefahren. Wir hatten nun die Freude, die 10 Kilometer zu marschieren. Um 11 Uhr waren wir dann glücklich hier.“*

Beide haben viel Arbeit und finden häufig erst am späten Abend oder nachts Zeit zum Schreiben. Am 4. August 1950 ist es kurz nach Mitternacht. *„Wenn ich zu Hause wäre“*, schreibt Kurt da an Waldtraut, *„würde ich Dir erst noch einen Kuß geben“* vor dem Einschlafen. Ein anderes Mal heißt es: *„Der kleine Zeiger nähert sich schon der zwölf.“*

Gertrud Schmidt, eine der beiden Kolleginnen und 20 Jahre älter als Kurt und Waldtraut, nimmt regen Anteil am Schicksal der beiden und ist eine verständnisvolle Freundin. *„Daß Sie beide gut arbeiten auch wenn Sie zusammen an einer Schule sind“*, tröstet sie Waldtraut. Sie schreibt lange Briefe und *„kann so lebendig schildern“*, dass Waldtraut sich *„alles bildlich vorstellen kann“*. Auch lobt sie Kurt *„über alle Maßen und in den höchsten Tönen“*.

Im April 1950 ist Kurt zum ersten Mal in Möthlow *„Damals habe ich noch nicht im Ernst daran gedacht, daß Erika mal Deine Schwägerin werden würde!“*, schreibt Waldtraut am 14.4.1951.

Urlaub 1950

Urlaub haben die beiden wohl nicht gemacht. In den Ferien fahren sie zur Familie oder besuchen Verwandte. Der Krieg mit seinen Schrecken, der Angst um die Angehörigen, war erst wenige Jahre vorbei. Aber wer es sich leisten konnte, verreiste auch wieder.

Gertrud Schmidt (geboren 1906) hat mit ihren Kindern Urlaub im Elbsandsteingebirge gemacht. *„Wir sind so begeistert, daß wir uns vorgenommen haben, jeden Monat 20 Mark zurückzulegen für die nächste Urlaubsfahrt.“* Sie war 1929 schon einmal dort. *„Erst jetzt weiß ich wieviel ich in den 21 Jahren vergessen habe.“*

Begeistert schreibt sie an Kurt und Waldtraut: „Die Ortschaften liegen an der Elbe entlang. Hinter den Häusern sind bewaldete Felsen und die Gassen gehen winklig bergauf. Die Häuser sind schmucke Fachwerkbauten mit Sprüchen und herrlichen Läden. Am Markt ein Gasthaus und Hotel neben dem anderen. Außerdem reger Fremdenverkehr. Am Tage sieht man die nettesten Dirndlkleider und die Herren fast alle mit kurzen Hosen. Abends herrscht ziemliche Eleganz.

Die Dampfer kommen von Dresden und bringen uns zu den nächsten Orten. H.O. an Bord. [In der HO, der Handelsorganisation der DDR, gab es anderswo nicht zu erhaltende Waren zu höheren Preisen und rationierte Waren im freien Verkauf.] 4 Gänge Essen, Kuchen usw. Kommt kein Dampfer, gehts mit der Fähre auf die andere Seite, wo der Zug fährt. Auf den Elbwiesen sonnt man sich oder man sitzt in einem der herrlichen Cafés bei Kuchen und dem Blick auf Berge und Elbe, sie ist so flach, daß man beinahe durchlaufen kann. Nur laufen sie immer ein Stückchen am Ufer entlang, weil sie immer zu weit nach unten abgetrieben werden.

Die Ausblicke von den Bergen sind sehr abwechslungsreich. Man sieht auf wunderschöne Waldtäler oder auf karierte Felder in allen Schattierungen, auf wild zerklüftete Felsengebiete oder auf die Elbe mit ihren Windungen und Nußschalenbooten. Bergauf gehts durch bewaldete Felsentäler oder durch Felspalten die so eng sind, daß wir nur hintereinander hinab oder hinaufkönnen. Die Stufen sind eingehauen oder kleine Holztreppen an die Felsen angebracht. Man muß sich an den Geländern festhalten. Oben sind die Felspalten durch 1 m breite Holzbrücken mit einem einfachen Geländer überbrückt. Die ganze Felsenwelt ist durch und durch organisiert für den Fremdenverkehr. Die verwegsten Felsplatten sind erschlossen. Aber alles mit einfachem Stangengeländer, durchrutschen darf man nicht. [...] Heute waren wir an einem Waldsee, rings von Felsen umgeben, da ruderten so 20 Boote draufherum. Wunderschön. Danach gings zum Wasserfall und dann durch die Schwedenlöcher. Von unten 20 Minuten lang durch Felsen nach oben.

Auch auf Burg Hohenstein, da wohnt die F.D.J. [Freie Deutsche Jugend, sozialistische Jugendorganisation der DDR], waren wir heut. Gestern auf der Festung Königstein. Zutritt verboten, ist Jugendwerkhof. [Heim für „schwer erziehbare“ Jugendliche, die sich nicht regelkonform verhalten. Viele haben die Schule geschwänzt oder kleine Diebstähle begangen. Hier sollten sie zu „vollwertigen Mitgliedern der sozialistischen Gesellschaft und bewussten Bürgern der Deutschen Demokratischen Republik“ umerzogen werden.]

Aber das nächste Mal fahre ich vom F.D.G.B. [Der FDGB-Ferienstendienst war eine Einrichtung des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes in der DDR,

vermittelte subventionierte Urlaubsreisen im Inland und hatte viele kleinere Objekte in seinem Besitz, Ferienplätze wurden über die Betriebsgewerkschaftsleitung vergeben.] *Dies Zeichen begegnet einem auf Tritt und Schritt. Die Zimmersuche ist nicht schön. Vorgestern wollten wir 2 Orte weiter [...] 1½ Stunden bin ich von Haus zu Haus. Nichts bekommen [... Aber] die Bahn hat uns hingbracht wo wir wollten.“*

1947 wurde der Feriendienst des Freien Deutschen Gewerkschaftsbundes gegründet. Die Urlauber wurden in Ferienheimen untergebracht sowie in Hotels und Pensionen, die die Rote Armee nach 1945 beschlagnahmt hatte. Individuell zu verreisen und eine Unterkunft zu finden war sehr schwierig.

Kremmen und Letschin

Am 24. August 1950 schreibt Kurt an Waldtraut: *„Nun bist Du man gerade erst weg [...] Ich kann noch gar nicht drüber wegkommen, daß ich nun nicht mehr zu Dir rumgehen kann, es ist wirklich einsam um mich herum.“*

Waldtraut hat ab dem 1. September 1950 eine Stelle in Letschin und ist schon



Abschied von Kremmen, Juli 1950

Frau Paschke, Frau Schmidt, Kurt Lehmann, Waldtraut Peter von links), der unbeliebte Schulleiter Schulz ist nicht dabei.

dort, Kurt ist noch in Kremmen. Auf Nachfrage bezüglich seiner Versetzung erhält er die Antwort: *„Die schwebt noch immer, es ist noch kein Ersatz da“.* Weiter heißt es an Waldtraut: *„Ich freue mich bloß darüber, daß Du nun endlich von ihm [Schulze] hier weg bist, dort kannst Du es ja in schulischer Beziehung wirklich nicht schlechter angetroffen haben [...] Wenn ich hierbleibe gehe ich nach und nach zugrunde*

[...] Ich möchte keinen dazu überreden an meine Stelle zu treten, weil ich Gefahr laufe, daß er mich später mit Steinen bewirft.“

Am 6. Oktober hat Kurt ein Päckchen von seinen Eltern bekommen, „bestehend aus einem Pfund Butter und $\frac{1}{4}$ [Pfund] Leberwurst“, und „ein gutes Abendbrot gegessen“.

Stromsperrern und Mangel an Heizmaterial gehören zum Alltag. „Das Licht scheint heute auch nicht auszugehen, es ist ja auch ein ziemlich historischer Vorabend.“ Ein Jahr zuvor, am 7. Oktober 1949, war die DDR gegründet worden. „Heute habe ich mir für 55 Pfennig ein Zimmerthermometer zugelegt, damit ich immer weiß, wann ich heizen muß, es sind tatsächlich nur 16° bei mir, 18° sollen es immer sein.“

In Waldtrauts Zimmer in Letschin sind Mäuse. „Hat dieses Viehzeug doch tatsächlich meine alten Stundenausarbeitungen, die unten im Regal liegen, angefressen!“

„Damen“- oder „Herrenbesuch“ bei dem jeweils anderen gab es natürlich nicht. „Ich bedaure nur, daß ich dann so einen weiten Weg habe,...“ [wenn Waldtraut in Kremmen ist. Ihr altes Zimmer, das in Kurts Nähe war, ist bereits wieder vermietet] (9.10.50)

Manches läßt sich brieflich nur schlecht ausdrücken. „Es ist wohl so, daß man manchmal etwas schreibt, und der Empfänger nicht recht weiß, wie er es auffassen soll, weil er sich momentan in einer ganz anderen Stimmungslage als der Schreiber befindet.“

Der 30. Oktober ist ein Montag. Kurt hatte Waldtraut in Letschin besucht. „Ich [...] komme mir in meiner Stube ziemlich verlassen und einsam vor. Auf den Knien habe ich die Decke und außerdem die Joppe an [...] Das Thermometer zeigt nur 10° jetzt um acht Uhr, ich kam leider auch erst um sechs Uhr nach Hause, da waren es sogar nur 8° hier am Schreibtisch [...] Der Ofen ist nur lauwarm, anscheinend hat sie [die Zimmerwirtin] nur zwei Kohlen gebraucht [...] Drei Tage war doch nicht geheizt worden, da müßte sie wissen, was sich am vierten Tag gehört [...] Ich muß bald annehmen, daß sie recht viel Kohlen für sich behalten will.“

Am 10.11.50 hat Kurt Bescheid bekommen, dass er vom 30. November bis 20. Dezember „ein Heilverfahren“ in Feldberg in Mecklenburg „antreten“ kann. „Daß es so weit weg ist von Dir, ist nicht schön, aber Du mußt mir dann jede Woche zweimal schreiben, machst Du das?“

Er rechnet damit, dass es nun auch mit der Versetzung klappt. „Ich freue mich schon sehr darauf [zu Dir zu kommen], es ist immer so schön nett und wohnlich anheimelnd bei Dir, daß man am liebsten dableiben möchte [...]“

Das Leben ist teuer, das viele Hin- und Herreisen kostet Geld. „Morgen kassiere ich FDGB, damit ich Fahrgeld habe.“ Ab Juli 1951 bekommt er

monatlich 297,05 Mark Gehalt ausgezahlt. Sein Bruttogehalt 1950 beträgt lt. Personalbogen vom Juni 1950 359,60 DM.

Nicht an jedem Wochenende können sie sich sehen. Am 12. November schreibt Kurt aus Kremmen: *„Der heutige Sonntag ist furchtbar langweilig [...] Wo sollte ich denn auch hingehen? Allenfalls zum Gasthaus, na und dazu fehlt mir bekanntlich ja das Geld.“*

Waldtraut hat kein Radio, Kurt will ihr seines mitbringen, wenn er zur Kur fährt. *„Wenn es auch nur für dieses Jahr sein wird.“* Er schreibt auch, dass er ein Fahrrad auf Abzahlung bekommen kann und hofft, dass er es bis Weihnachten hat. *„Ich möchte doch in den Ferien zu Hause einige Freundinnen besuchen. (Aber nur um ihnen die Aussichtslosigkeit ihres Unterfangens klarzumachen, oder sie kämen auf die Idee, mir ein Motorrad zu schenken, dann würde ich ihnen, bis das kaputt ist, noch den Hof machen.)“*

Ihm wird jetzt eine Stelle angeboten, in Tantow hinter Angermünde, *„am Ende der Welt“*. An eine Stelle in Seelow, das nahe bei Letschin liegt, glaubt er nicht mehr. *„Was mache ich bloß, wenn ich nicht in Deine Nähe komme? [...] Ich wäre todunglücklich [...] Und wenn es nun wirklich nicht anders geht, was dann, würdest Du trotzdem an mich glauben? Sollten unsere schönen Pläne dadurch zunichte gemacht werden? Ich möchte es nicht.“* Dann schreibt er, dass Frau Schmidt *„die Einzige ist, mit der ich mich wirklich gut und gern in jeder Frage unterhalten [kann]. Wir stellten gestern fest, wie gut es ist, daß Du wenigstens schon weg bist, hier wird es immer schlechter statt besser.“*

Am 3. Dezember berichtet Kurt über seine Fahrt und die ersten Eindrücke von Feldberg. Um 10 Uhr fuhr er von Kremmen nach Berlin, hatte dort viel Zeit und war um 18 Uhr in Neustrelitz, von dort sollte es eine halbe Stunde später weitergehen. *„Weil die Lokomotive noch nicht da war, wurde es erst zwei Stunden später was. Unterwegs wurde noch tüchtig rangiert und um ½ 11 waren wir endlich in Feldberg.“* Die Entfernung Neustrelitz-Feldberg beträgt keine 40 Kilometer. Weiter schreibt er: *„Abgesehen von einigen trockenen HO-Brötchen hatte ich morgens die zwei letzten gegessen, das Fett war nämlich alle. Erst wollte ich mir in Berlin noch Margarine kaufen, aber das Geld war mir einfach zu schade, in Kremmen waren die Läden auch alle zu [...] also mußte ich eben hungern [...] Zum Glück gab es gleich noch ein schönes Abendessen [...] sogar meine Spezialität (Gehacktes); ich habe mich gefreut, daß ich das Geld unterwegs gespart hatte.“*

Das Essen spielt eine große Rolle, fast alles ist noch immer rationiert auf Marken oder teuer in der HO zu kaufen. *„Die Verpflegung ist ausgezeichnet, hungern brauchen wir nicht [...] Nach Grundkarte und Zusatz B bekommen*

wir.“ In der DDR waren die Lebensmittelkarten bis Mai 1958 in Gebrauch. (Kartoffelkarten wurden erst 1966 abgeschafft. Kohlenkarten gab es bis zum Ende der DDR, der Mehrbedarf konnte zum höheren HO-Preis bezogen werden). Ein Pfund Butter kostete 1950 in der HO 18 Mark, ein Pfund Jagdwurst 12,25 Mark. 1949 konnte man auf die Grundkarte monatlich 600 g Fleisch, 750 g Zucker und 300 g Fett kaufen. Die Zusatzkarte B erhielten Beschäftigte mit besonders schwerer körperlicher Arbeit. *„Heute morgen gab es Griessuppe, 20 Gramm Butter und Honig nach Belieben. Heute Mittag Schweinebraten, Kartoffeln, Rotkohl und Schlagcreme mit Kirschen, Nachmittag 3 Stück Streusel- und Apfelkuchen, abends kalte Platte.“*



Mit seiner Schwester Marianne war er in West-Berlin einkaufen. *„Die billigsten [Armbanduhren] kamen ungefähr 22 Mark. Ich habe mich auch nach einer verlässlichen strapazierfähigen Uhr für Dich erkundigt. Eine Junghans-Uhr ab 34 Mark wurde mir empfohlen [...] Im HO am Alex waren wir auch [...] Dort gab es auch Armbanduhren, zwei Sorten 28 DM und 52 DM, sie wurden aber gar nicht so sehr gekauft, ich habe auch gar kein richtiges Vertrauen zu den Dingen, sie waren auch gar nicht so formschön.“*

Bis 1964 hieß die Währung sowohl in der DDR als auch in der Bundesrepublik D-Mark, danach in der DDR Mark der Deutschen Notenbank (MDN) und ab 1968 nur noch Mark (M).

Die Mark der DDR war eine Binnenwährung, das heißt im Außenhandel und internationalen Reiseverkehr nicht konvertierbar. Einfuhr und Ausfuhr von Mark waren verboten und standen unter Strafe. Ausländisches Geld war

im DDR-Einzelhandel als Zahlungsmittel in der Regel nicht zugelassen. Für Reisen in andere sozialistische Länder konnten DDR-Bürger in begrenztem Umfang Mark in andere Landeswährungen tauschen. Reisende aus dem westlichen Ausland mussten als Mindestumtausch einen festgelegten Betrag in Mark der DDR wechseln. Diese Regelung wurde im inoffiziellen Sprachgebrauch als „Zwangsumtausch“ bezeichnet.

In West-Berlin gab es alle Waren und dies im Regelfall in besserer Qualität als in der DDR. Wer kein Westgeld hatte, musste zu einem ungünstigen Kurs umtauschen, 1953: 1:5 bis 1:6. Wenn man jedoch Pech hatte, wurden die teuer eingekauften Sachen an der Grenze beschlagnahmt. Ein kleines Gedicht, vermutlich von einer Weihnachtsfeier, macht das deutlich: „Ich will mich waschen gar zu gern / doch ist die Seife manchmal fern / der Weihnachtsmann aber ist ein lieber Mann / von dem man alles ganz umsonst bekommen kann / sehen die Hüter des Gesetzes den langen Bart und die runzligen Falten / lassen sie bei der Gepäckkontrolle gleich Milde walten / drum kann er unbehelligt im Westen kaufen / was die Menschen im Osten so nötig brauchen / [...] Der Weihnachtsmann“

West-Berlin gehörte offiziell nicht zur Bundesrepublik, sondern wurde von den drei westlichen Besatzungsmächten, den USA, Großbritannien und Frankreich verwaltet. Bis zum 13. August 1961, als quasi über Nacht eine Mauer quer durch Berlin und entlang der Grenze hochgezogen wurde, war es noch möglich, in den Westteil Berlins zu fahren. Die kürzeste Verbindung zwischen Kremmen (westlich von Berlin) und Letschin (östlich von Berlin) führte über West-Berlin. Viele nutzten die offene Grenze auch für die Flucht in den Westen.

Gertrud Schmidt schreibt im Juni 1951 an Waldtraut: *„Fräulein [...] ist aus den Pfingstferien nicht zurückgekehrt, verschwunden. Der goldene Westen macht das ja einfach.“*

Waldtraut hat Ärger in Letschin. Ihr wird vorgeworfen, sie wäre unkollegial und würde ihre privaten Interessen in den Vordergrund stellen. *„Er [der Schulleiter] führte Dinge an, die zum Teil auch nicht auf Wahrheit beruhen, manches ist von mir irrtümlicherweise nicht so wie er oder gewisse Kollegen erwartet haben, gemacht worden [...] In einem hat er recht und deswegen werde ich auch überall anecken. Meine politische Einstellung [...] daß ich nicht freiwillig zu allen Versammlungen laufe, keine großen überzeugenden Reden schwinde und mich, vielleicht zu sehr, vor politischen Dingen drücke [...]“*

Am 1. Dezember 1950 antwortet Kurt aus Feldberg. Er hat noch kurz vor seiner Abfahrt aus Kremmen den Brief von Waldtraut erhalten. *„Daß Du mir gleich [...] geschrieben hast, dafür bin ich Dir sehr dankbar [...] Schließe Dich nicht vollkommen ab, das hat keinen Zweck [...] Viele Menschen wollen*

durchaus das Gute, das Mißtrauen untereinander ist aber besonders heute zu groß als daß man zu jedem gleich Zuneigung fassen könnte [...] Wir machen uns das Leben noch einmal gewiß viel schöner und damit dieser Zeitpunkt recht nahe heranrückt müssen wir jetzt [... oftmals] anders tun als wir möchten.“

Beide haben noch einige Prüfungen vor sich. Sie haben zwar die landwirtschaftliche Ausbildung, aber die pädagogische Ausbildung erfolgt zusätzlich zur beruflichen Tätigkeit im Selbststudium, in Seminaren und Lehrgängen, die meist in Potsdam stattfinden. *„Dann könnte man uns ja wohl Vorwürfe irgendwelcher Art machen, aber die Ausübung des Berufes haben wir schwarz auf weiß.“*



Lehrgang in Potsdam, Februar 1951

Waldtraut macht sich Sorgen. *„Manchmal habe ich Angst, daß ich durch [...] die Differenzen mit meinen Schulleitern zu gleichgültig und abgebrüht werde. Zu Hause darf ich ja gar nichts davon erzählen. Meine Mutter sagt sowieso schon immer zu mir, daß ich den Leuten gegenüber zu frech bin. Aber soll ich zu allem ja und amen sagen?“* (8.12.50)

Aus einem Brief von Gertrud Schmidt:

„[...] daß sein Ziel stets war, erst etwas werden und dann suchst Du Dir die Frau, die dir gefällt. [...] Daß er nach den ersten Wochen Ihrer Bekanntschaft noch nicht gedacht hat, die wirst du mal heiraten, ist sehr wohl möglich. Er hätte wahrscheinlich laut gelacht, wenn man ihm vor 1 Jahr gesagt hätte, die Kollegin, die du kennen lernst, von der kommst du nicht mehr los [...] Ich



Großneuendorf/Ortwig, Herbst 1950



Letschin, Frühjahr 1951

sehe [...] in ihm den Mann, dem noch eine Frau vorschwebt, die ziemlich hoch gesteckten Idealen entspricht. Und ich glaube, daß er überraschender Weise diese Frau schneller gefunden hat, als er selbst wollte [...] Sie erfüllen doch alle Bedingungen [...] haben die gleichen geistigen Fähigkeiten [...] Sie sind die Frau, der man sich nicht zu schämen braucht, wenn man [...] höhere Stellungen bekleidet. Sie sind trotzdem einfach genug um sie seinen einfachen Eltern zu bringen und willig und fähig, um [...] dreckige Zeiten gemeinsam zu bestehen.“ [Das Trauma Krieg ist immer gegenwärtig.]



Das weibliche Kollegium in Letschin,
rechts: Waldtraut Peter, 1951.

1950 wurde ein Gesetz „über die weitere Verbesserung der Lage ehemaliger Umsiedler in der DDR“ erlassen. Bedürftige Umsiedler erhielten „zur Einrichtung ihrer Wohnung und zur Beschaffung von Möbeln und Gegenständen des Hausbedarfs zinslose Kredite bis 1000 Mark“. Kurt schreibt am 22.11.50, dass er die neuesten Bestimmungen „über eure Kreditgewährung“ gelesen hat. „So wird jetzt [...] genau auf Bedürftigkeit überprüft. Man kann Fahrräder, Radios und Möbel darauf erheben, zum Fahrrad muß über die Notwendigkeit eine Bescheinigung der Bgl. [Betriebsgewerkschaftsleitung, kümmerte sich vor allem um die Verteilung der knappen gewerkschaftlich organisierten Ferienplätze, Betreuung von berenteten ehemaligen Betriebsangehörigen, Unterstützung bei der Suche nach Plätzen für die Kleinkinderbetreuung und Organisation von Betriebsfeiern] beigebracht werden.“

„Wegen meines Kreditscheines war ich heute mal wieder auf der Bürgermeisterei“, schreibt Waldtraut am 8. Dezember. „Ich bekomme vorläufig keinen weil mein Gehalt zu groß ist und ich nicht verheiratet bin.“ Sie sieht jetzt keinen Weg mehr, zu einem Wohnzimmerschrank zu kommen.

Briesen

Endlich klappt es mit Kurts Versetzung. Ab 1.1.1951 ist er als landwirtschaftlicher Berufsschullehrer in Briesen. Er kommt zwar in den gleichen Kreis (Landkreis Lebus bzw. Landkreis Seelow), aber so ziemlich ans anderen Ende. *„Ich habe eben mit dem Lineal über die Karte gemessen, Frankfurt liegt sehr günstig zwischen uns beiden. Von Dir sinds gut 30 km und von mir knapp 20 km [...] Verkehrsmäßig habe ich es wohl viel besser als Du [...] Ich freue mich eigentlich, daß es doch Briesen geworden ist, denn wenn ich doch nicht in Deine unmittelbare Nähe komme, habe ich doch wenigstens gute Bahnverbindung [...] Ich glaube es ist auch besser so, wenn wir uns jetzt noch nicht alle Tage beieinander haben. Wenn wir uns alle acht oder auch alle vierzehn Tage übers Wochenende treffen, ist vielleicht viel schöner [...] in Seelow selbst hätte ich gar nicht bleiben mögen, in dieser unruhevollen Zeit stelle ich es mir da draußen zu zweit [die Berufsschule in Briesen ist klein, ein Klassenraum, eine Kollegin ist noch da] viel schöner vor, hier [in Seelow] müßte man viel mehr bei allem Trubel mitmachen und wäre immer von anderen beobachtet. Außerdem bin ich [...] mehr oder weniger selbständig und mein eigener Herr [...] Nun wünschte ich nur noch, wir wären schon ein Jahr weiter, Du wärst meine Frau und wir wären beide in Briesen, wäre das nicht schön?“*, schreibt Kurt nach Letschin. Waldtraut wünscht ihm, *„daß Dir der Schulbetrieb dort Freude macht“*.

Ostern soll Verlobung sein und Kurt will sie vorher seinen Eltern vorstellen. Waldtraut sieht *„die Notwendigkeit dieser Sache bei dem Stand der Dinge natürlich ein“*. Sie schreibt: *„Wenn ich das schon ein paar mal hinter mir hätte, würde ich sicher gar keine Hemmungen mehr haben.“* Ihrer Familie in Möthlow hat sie von der bevorstehenden Verlobung wohl noch nichts mitgeteilt. Elsbeth schreibt am 23. Februar: *„Und nun zu Deiner Geburtstagsfeier [am 24. März]. Selbstverständlich seid Ihr uns herzlich willkommen. Den Lehmann würden wir in die kleine Stube an der Küche bringen, wo der Lehrling nun schläft, der ist ja über Ostern dann nicht hier und Du hast ja Dein Bett noch hier.“*

Dann hat Waldtraut wohl doch geschrieben, dass sie sich Ostern – Oster-samstag ist ihr 26. Geburtstag, Kurt wird am 13. März 24 Jahre alt – verloben will. Von Grete kommt ein Brief: *„Du musst ja auch anfangen zu sparen, denn Dein Vater kann Dir nichts mehr kaufen [Gustav Peter ist im Dezember 1947 gestorben], armes Mädchen. Wie ganz anders wäre alles gewesen wenn wir hätten in unserer schönen Heimat bleiben können. Dann hättet Ihr beide Euch*

keine Sorgen machen brauchen um Eure Aussteuer, aber ob Du dann auch 'Deinen' Lehmann gefunden hättest?"

Grete schreibt, dass es ihr sehr schwer wird, sich daran zu gewöhnen, „*daß Du nicht mehr unsere Waldtraut, mein liebes kleines Mädchen bist*“.

Am 27. Februar schreibt Waldtraut an Kurt, dass sie Post von zu Hause bekommen hat. „*Trotz aller Erstauntheit und Verblüfftheit hat man das 'Unheil wohl kommen geahnt'*.“

Elsbeths Reaktion auf die Mitteilung ihrer Tochter: „*Ich bin ja erstaunt, erschüttert, verblüfft. Wie kommt der Mann bloß dazu, mir das letzte wegzunehmen, was ich besitze?! Aber man hatte ja Augen im Kopfe und sah, daß es eines Tages so kommen mußte. Wenn Du meinst, daß Du ihn so viel kennst, daß Du ihm Dein ganzes Leben anvertrauen kannst, dann gebe ich Dir meinen Segen [...] Ich möchte Dir Deinen Lebensweg ja so gerne ebnen. Wie ganz anders wäre es, wenn wir zu Hause wären. Aber kommt dann man beide zu Ostern nach Möthlow, es wird sich schon alles finden [...] Was sonst so zugehört zu einer Verlobungsfeier und wie Du Dir das so denkst, mußt Du noch schreiben. Tante Grete hat wieder ein Päckchen von Onkel Hans bekommen, eine Torte backen wir Dir davon, und etwas Fleischmarken für Würstchen bringt Ihr dann mit [...] Wir freuen uns, wenn Ihr da seid.*“

Die 1958 abgeschafften Lebensmittelkarten bestanden aus Kupons, die beim Einkauf vom Händler abgeschnitten wurden. Jedem DDR-Bürger stand eine bestimmte Menge an Fleisch, Fett, Zucker und ähnlichen Waren zu. Wenn Familienfeiern wie Geburtstage und Hochzeiten, aber auch die Ostage und das Weihnachtsfest bevorstanden, wurden die Abschnitte gehortet und dann auf einmal eingelöst.

Auch Waldtrauts Tante, Lisbeth Raasch, gratuliert zur Verlobung. „*Mögen sich alle Eure frohen Hoffnungen erfüllen und Ihr Euer Glück ungetrübt genießen [...] überrascht hat mich diese Nachricht ja nicht mehr so sehr [...] Ja, ja so gehts im Leben, kommen da zwei fremde Männer und nehmen uns die beiden lieben Mädels [Erika und Waldtraut] weg. Mit den allerbesten Wünschen und einem frohen, zufriedenen Herzen und Sinn soll man sie in fremde Hände geben!! Ist es nicht einfach schrecklich? Na, Du teilst meine Ansicht auch wohl nicht gerade, also wollen wir darüber schweigen [...] Es ist auch wohl der Welt Lauf so. Die Hauptsache ist ja, daß Ihr beide glücklich und zufrieden Euren Lebensweg gehen mögt.*“

Hans aus Lübeck möchte gern wissen, was er zur Verlobung schenken soll. Elsbeth meint, „*das Beste wäre wohl Wäsche, Handtücher oder eine schöne [...] Tischdecke*“.



Lebensmittelmarken aus den Jahren 1957/58
 links: Grundkarte, im Monat 1380 Gramm Fleisch, 915 Gramm Fett, 1240 Gramm Zucker
 Mitte: Monatsrationen für ein Kind bis fünf Jahre: je 920 Gramm Fleisch und Fett, 1650 Gramm Zucker
 rechts: Sonderzusatzkarte über 7,75 Liter Vollmilch und 310 Gramm Butter im Monat

Die Marken galten nur für die eingetragene Person, waren nicht übertragbar. Bei Verlust gab es keinen Ersatz.

Waldtraut ist mit ihren Gedanken schon in Briesen. „Seit gestern spukt mir Briesen immerzu im Kopf rum. Das Leben wäre in so mancher Hinsicht leichter [...] wenn wir beide da wären. Wir könnten uns schulisch und privat viel mehr helfen [...] Wenn ich da Ärger hätte, müsstest Du mich eben trösten! Ich würde Dir dafür dann die Strümpfe stopfen [...] Ich möchte ein Zimmer mit Küche haben, dann würden wir abends immer Mittagessen. [Sie würde abends etwa Warmes kochen.] Dafür, daß Du bei mir essen darfst, darfst Du dann meine Hefte korrigieren.“ (12.3.1951)

„Hoffentlich gelingt unser Vorhaben, daß Du bald herkommst“, schreibt Kurt am 1. April, „der See und die Badegelegenheit sollen vorzüglich sein. Ins Theater wollen wir nach Einsetzen des Sommerfahrplans auch fahren, das läßt sich von hier aus ja sehr gut bewerkstelligen [...] Wenn Du hier wärst, hätten wir heute abend einen schönen Spaziergang unternommen.“

Waldtraut denkt an Familie und Kinder. Sie wird bald Tante. *„Ach ist das aufregend. Was soll das aber erst werden, wenn Erika mal Tante wird“*, schreibt sie am 14. April an Kurt.

Sie freut sich auf Briesen, hat allerdings noch keinen definitiven Bescheid. *„Dann war ich schon ein ganzes Jahr in Letschin, und wir sind nach einem Jahr doch wieder zusammen an einer Schule. Und ich glaube, daß Dein Optimismus dann auch auf mich abfärbt [...] Ich habe manchmal das Gefühl, daß ich, wenn ich allein wäre, bald schwermütig und trübsinnig würde [...] leicht hast Du es oft wahrhaftig nicht mit mir.“* (22.4.51) Anfang Juni 1951 scheint ziemlich klar zu sein, dass es mit ihrer Versetzung nach Briesen klappt. Kurt schreibt am 5. Juni, dass er sich darauf freut, *„daß es nun bald soweit ist, die vier Wochen bis zu den Ferien werden wir wohl auch noch rumkriegen“*.

Kurt hat bisher kein eigenes Fahrrad. Die Schule in Kersdorf ist am anderen Ende des Dorfes, etwa drei Kilometer entfernt. (Bis 1951 war Kersdorf ein eigenständiges Dorf mit einer eigenen Dorfschule. Das Schulhaus, die ehemalige Dorfschule, wurde 1894 eröffnet. Heute gehört Kersdorf zu Briesen, das Schulhaus ist Wohnhaus.) Auch in Petersdorf muss er unterrichten, das sind etwa fünf Kilometer Weg. Er fährt extra nach Berlin, in der Hoffnung, ein Fahrrad zu bekommen, hat aber auch dort keinen Erfolg. *„Überall das gleiche Bild. In der letzten Wochen waren einige da, und um diese spielen sich dann sozusagen Szenen ab. Warum es keine Fahrräder gibt, konnte man auch nicht sagen.“* Nun hat er einen Tipp bekommen. *„Ein Schlosser in der Nachbarschaft [...] arbeitet alte Fahrräder auf [...] Es müsste nur immer irgendein Bestandteil vorhanden sein [...]“*

Am 26. Juni hat Waldtraut es *„schwarz auf weiß“*, dass sie nach Briesen versetzt wird. *„Und nun hat mich tatsächlich das Reisefieber gepackt [...] Jetzt überlege ich, wie ich am einfachsten und schnellsten mit meinen Siebensachen hier wegkomme [...] Noch 32 Unterrichtsstunden, dann habe ich mein ‘Gastspiel’ in Letschin beendet, ich fahre auf jeden Fall leichter von hier weg, als ich hergefahren bin.“*

Kurt wohnt in der Frankfurter Straße 30, Waldtraut bekommt ein Zimmer in der Falkenberger Straße 3. Mit ihren Wirtsleuten, dem Ehepaar Schramm, hat die spätere Familie Lehmann noch viele Jahre lang Kontakt.

Am 10. Juli 1951 beginnt Waldtraut ihre Tätigkeit an der Berufsschule Fürstenwalde, Außenstelle Briesen. In der ehemaligen einklassigen Schule in Kersdorf werden Jugendliche aus Petershagen, Petersdorf, Sieversdorf, Alt-Madlitz, Falkenberg und Briesen unterrichtet, die keinen Schul- oder Berufsabschluß haben. Im Oktober 1952 besteht sie die 1. Lehrprüfung mit *„befriedigend“*.



Kersdorfer Schule um 1904, rechts vom Eingang das Klassenzimmer, die Fenster sind auf der Giebelseite; links die Lehrerwohnung



Von links: Tante Grete (Margarethe Peter), Waldtraut, Gabriele; rechts vermutlich Frau und Herr Schramm; etwa 1954



Kersdorfer Str. 38; 1952/53.

Straßenseite (oben): die unteren Fenster an der Giebelseite gehören zum Klassenraum;

Hofseite (darunter): links von der Treppe das Kammerfenster (später Bad), rechts das Küchenfenster, ganz rechts ist der Eingang zur Waschküche zu sehen

Zum Jahresende 1951 soll die Wohnung im Schulhaus frei werden. Waldtraut und Kurt müssen verheiratet sein, um eine gemeinsame Wohnung zu bekommen.

Im August 1950, als schon klar war, dass Waldtraut nach Letschin versetzt wird, hatte sie erfahren, dass ein Lehrerehepaar für die Außenstelle Groß Neudorf im Oderbruch benötigt wird. *„Wollen Sie nicht noch schnell heiraten? [...] Mit Rücksicht auf den moralischen Ruf des Lehrers auf dem Lande [...] ist es nicht möglich, Sie evtl. beide in diese Räume einzuweisen.“*

Am 27. November 1951 soll Hochzeit sein, in Niebel, Kurts Heimat. In Elsbeths Brief vom 11. November heißt es: *„Ob das wohl der letzte Brief ist, den ich an Frl. Waldtraut Peter schreibe? [...] Wie sich Mütter freuen können wenn sich ihre Kinder verheiraten, ist mir nicht ganz verständlich oder ist es nur Egoismus meiner Seite? [...] Tante Grete schickt dir noch drei Handtücher für deine Aussteuer.“* Elsbeth fragt noch an: *„Ist es nicht reichlich spät wenn ich Montag Mittag erst mit der Myrte komme? Soll ich auch noch 1 Pfund Butter mitbringen, für 8 Mark bekomme ich welche gekauft?“*

Onkel Hans (Johannes Peter) kann nicht zur Hochzeit kommen, *„die künstliche Grenze innerhalb unseres Vaterlandes macht es mir unmöglich“*.

Gertrud Schmidt schreibt am 3. September 1951: *„Daß Ihnen Angst vor der Anschaffung ihrer Wohnungseinrichtung wird, kann ich mir vorstellen. Wenn Sie aber auch gleich mit einer 3 Zimmer Wohnung anfangen“*, und am 26. November einen letzten Brief an Fräulein Peter. Sie wünscht ihr und Kurt unter anderem, dass sie *„was man leider in heutiger Zeit nicht vergessen darf, von Kriegseinwirkungen verschont bleiben“*. Seit dem Ende des Zweiten Weltkrieges sind erst sechs Jahre vergangen, sie ist 1906 geboren und hat als Kind schon den Ersten Weltkrieg erlebt. Im September 1950, als Waldtraut schon in Letschin ist und Kurt noch in Kremmen, ständig gibt es Auseinandersetzungen mit Schulleiter Schulze, schreibt sie an Waldtraut: *„Wenn alle diese Kämpfe umsonst sind. Wenn wir Krieg bekommen, dann müßte man nur dem Moment leben. Mir geht es schon wieder genau so wie in der Hitlerzeit. Immer der Gedanke, du tust ja doch alles umsonst. Das beeinträchtigt meine Lust zur Lehrerprüfung. Wenn ich Herrn Lehmann so fanatisch um alles kämpfen sehe und müßte dann immer denken: ‘wozu?’“*

Die Wohnung steht dann doch nicht gleich zur Verfügung. Kurt und Waldtraut können erst im April 1952 einziehen.



Hochzeit von Kurt und Waldtraut in Niebel am 27. November 1951

Der Standesbeamte
des Standesamts

Frank Hege Jänke

Nr. des Pausenbuches

Gültig zum Zwecke der Trauung durch eine Religions- bzw. Weltanschauungsgemeinschaft*)

Bescheinigung der Eheschließung

Zwischen dem *Herrn Frank Hege Jänke*
Private Leibmann

wohnhaft in *Offenern Park, Siedlung Frankfurt 60 80*

und der *Lehrerin Margarete Marie Hege*

wohnhaft in *Hinnen Park, Siedlung Frankfurt 60 80*

ist vor dem untenzeichneten Standesbeamten am *27. 11. 1951* die Ehe geschlossen worden.

Frank Hege am *27. November 1951*

Der Standesbeamte

Frank Hege

Ursprünglich authentisches, unlesbares Urkunde, wie darauf ausgedrückt wird.



*) Die Eheverträge werden im eigenen Falle in zwei Exemplaren an das Standesamt zu übersenden.
*) Die Bescheinigung für den Nachweis vor Gericht.
Verlag für Buchverbreitung und -Distribution
in Frankfurt am Main.

11 112



Unser Kurt, der war nen Seemann
und dazu nen forschen Kerl.
Er befuhr die weiten Meere,
hatte alle Mädchen gern!

Als der Krieg nun war zu Ende,
ging er gleich dann an das Land.
Und nach Zixdorf er sich wandte
zu Bauer Schulz als Praktikant.

Er kam weiter dann nach Potsdam,
vorher war er in Caputh,
schließlich ward er Berufsschullehrer,
und das stärkte seinen Mut.

In Stadt Kremmen angekommen,
war da gleich ne nette Deern.
Und er fand an ihr Gefallen,
und sie hatten sich bald gern.



Waldtraut hieß das liebe Mädchen,
ihm im Wesen sehr verwandt,
weil sie stammt aus einem Städtchen
an dem schönen Ostseestrand.

Da sie auch Berufskollegin,
teilten beide Freud und Leid,
gingen der neuen Zeit zu Leibe
mit ideologischen Schneid.

Einst stand Kurt vor ihrem Fenster
in dem schönen Sonnenschein.
Wollt nicht rauf zum Kaffeetrinken
zog den Holzklotz sich herbei.

Juli 1950

Waldtraut warf ein weiches Kissen
ihm fürs Sitzen in den Schoß.
Er verkannt die gute Absicht,
nahm es übel und zog los.

Doch es naht die Abendstunde,
und der Hunger stellt sich ein,
stracks vergessen ist der Ärger,
schnell will er bei Waldtraut sein.

(aus der Hochzeitszeitung vom 27.11.1951)



Anders als in der Bundesrepublik bildete die Vereinbarkeit von Familie und Beruf einen Schwerpunkt der Frauen- und Familienpolitik in der DDR.

In Westdeutschland wurde für ein traditionelles Frauenbild als Hausfrau und Mutter geworben, die Berufstätigkeit der Frau war per Gesetz nur mit Zustimmung des Ehemannes erlaubt (bis 1977).

In der DDR verfolgte man eine Gleichstellungspolitik. Bereits 1950 wurde das Gesetz über die Rechte der Frau verabschiedet.

1952-1963

Nun waren Kurt und Waldtraut zwar verheiratet und hatten eine gemeinsame Wohnung, waren aber durch die berufliche Fortbildung immer wieder getrennt.

Anfang Juni 1952 ist Kurt zum Lehrgang in Potsdam. Am 4. Juni schreibt Waldtraut: *„Mein lieber Kurt! ... Weißt Du, ich komme mir jetzt bald vor wie vor einem Jahr, als wir uns immer nur, oder fast nur, schriftlich unterhalten konnten, mit dem Unterschied, daß ich Dich jetzt noch mehr vermisse als damals.“* Sie schickt Kurt Geld. *„Wir sind ja noch so reich! Eben habe ich den Restbestand von 44 DM abgeholt. Genügen Dir erst mal 30 DM? Aber Du wolltest ja viel arbeiten und wenig ausgehen, da reichs wohl!?“*

Von Kurt ist ein Brief vom 6. Juni vorhanden. Er schreibt an seine *„liebe Frau“*, dass das Essen *„recht erbärmlich“* ist und angeblich noch schlechter werden soll, *„weil kein Geld bewilligt wird“*. Waldtraut braucht aber keine Angst zu haben, dass er hungern muss. Nur eines fehlt ihm, *„und das bist Du (aber nicht nur zum Stullen schmieren)“*. Waldtraut hat ihm Zeit ihres Lebens die Stullen geschmiert. Kurt liebte dünne Brotscheiben mit dick Butter und Wurst. Waldtraut war sparsam, sie hatten ja, auch später als Familie, nie viel Geld. Im Brief vom 7. Juni heißt es unter anderem: *„Ich habe eine dicke Lichtrechnung bezahlt, 7,75 DM!! Vorigen Monat bloß 5 Mark, wie ist denn das möglich? [...] Die Markengeschichte [sie hatte nach Kurts Lebensmittelmarken gesucht, die er mitgenommen hatte] im Konsum habe ich schon geregelt, die Hälfte war nun schon runter, Fleisch auch, was denkst Du, werde ich nun von Luft ohne Liebe leben können?“*

Im Konsum (Konsumgenossenschaft) wurden in erster Linie Nahrungs- und Genussmittel sowie Waren des täglichen Bedarfs verkauft. Die einzelnen Genossenschaften betrieben Lebensmittelgeschäfte, Produktionsbetriebe und Gaststätten. In der DDR-Umgangssprache wurde Konsum oft allgemein für Lebensmittelgeschäfte verwendet. Einen Konsum gab es auch im kleinsten Dorf.

Tante Grete ist aus Möthlow zu Besuch gekommen. Sie *„findet unsere Wohnung so sehr vornehm, daß sie sich mit alten Sachen gar nicht reintraut“*, unterschrieben mit: *„Deine Frau (die der Meinung ist, daß eine Woche Eheferien auch genug sein würden)“*. Kurt antwortet am 11. Juni: *„Was die Eheferien betrifft bin ich ganz und gar Deiner Meinung.“*



Im Wohnzimmer der gemeinsamen Wohnung, 1952
oben: Kurt an seinem Schreibtisch, die Tür führt zur Küche
unten: Kurt und Waldtraut



Gäste (sitzen auf der anderen Seite des Tisches), Oktober 1952



Weihnachten 1952

Rudi Hochsattler aus Michendorf, der Mann von Hilda, geb. Gensicke, (Hilda war eine Tochter des Bruders von Kurts Großmutter, sie haben eine Tochter) hatte ein Motorrad mit Beiwagen. Damit „fährt die ganze Familie jetzt ganz bequem. Ich wünschte, Du könntest noch recht lange mitverdienen, damit wir uns diesen Traum auch mal verwirklichen können.“



Im Hintergrund das Altersheim

Am 19. Juni 1952, einem Donnerstag, besteht Kurt die 1. Lehrerprüfung mit „gut“. Ein paar Tage vorher schreibt Waldtraut ihm, dass es ihr „ganz gleichgültig [ist], ob es eine 2 oder eine 3 wird. Und wenns eine 4 würde, hätte ich Dich genau so lieb [...]“

Anfang September sind die beiden wieder getrennt, Kurt ist vom 2. bis 25.9.1952 zur Parteischule der DBD (Demokratische Bauernpartei Deutschlands) in Spechthausen bei Eberswalde, seit Juni 1949 ist er Mitglied der DBD. In seinem ersten Brief vom 4. September schreibt er, dass es nicht „so schlimm [ist], wie man sich im allgemeinen das Leben auf einer Parteischule vorstellt“. Der Tag ist durchstrukturiert. „Um 6.30 stehen wir auf, anschließend ist Frühsport, 7.30 Kaffeetrinken, 8.00 Nachrichten durchs Radio und um 8.30 Lektion bis 13.00. Um ½ 11-11 ist zweites Frühstück. Nachmittags ist 2 Stunden Selbststudium, ¼ Stunde Kaffeepause, 2 Stunden Seminar. Von 8.00-10.00 abends ist gesellschaftliche Arbeit. Morgens gibt es Schrippen und Marmelade, zum 2. Frühstück eine Margarineschnitte, nachmittags ebenfalls, Marmelade in jeder Menge.“

Bei den Kommunalwahlen 1946 hatte die SED (Sozialistische Einheitspartei Deutschlands, entstanden aus der (Zwangs)vereinigung von SPD und KPD, die Sozialdemokraten verloren bald an Macht) schlecht abgeschnitten.

Es war nicht gelungen, unter anderem die Landwirte in die SED-Politik einzubeziehen. Um diese für den „Aufbau des Sozialismus“ zu gewinnen, wurde im Frühjahr/Sommer 1948 die DBD gegründet.

Die DBD war eine der „Blockparteien“ in der DDR. Unter Blockparteien versteht man politische Parteien, die neben der herrschenden Partei existieren, mit dieser in einem „Parteienblock“ zusammengeschlossen sind. Ihr eigentlicher Zweck ist nicht die Oppositionsarbeit oder die Erlangung politischer Macht. Stattdessen dienen sie dazu, eine in der Realität nicht existierende politische Vielfalt vorzutauschen und die Regierungspolitik einer breiteren Basis von Bürgern zu vermitteln.

Mitglieder einer Blockpartei zeigten eine gewisse Bereitschaft, sich dem Regime anzupassen, ohne aber Mitglied der SED zu werden. Viele traten in eine Blockpartei ein, um so dem teilweise massiven Druck einer Mitgliedschaft in der SED zu entgehen.

Kurt und Waldtraut hatten wohl Tante Lisbeth (Elisabeth Raasch) besuchen wollen. Waldtraut schreibt an Kurt: *„Sie war natürlich enttäuscht, daß aus unserem Besuch nichts wurde, aber zum Teil war sie schon in Sorge, was sie uns zu essen geben sollte, da es wochenlang keine Kartoffeln gegeben hat, Gemüse und Obst jetzt noch nicht.“* (4.9.52)

Kurt und seine Kollegen besichtigen unter anderem das Walzwerk in Finow. Die vier Kilometer dorthin gehen sie natürlich zu Fuß. *„Ein Arbeiter an der Walzstraße verdient durchschnittlich pro Monat 6-700 DM netto.“* Die Arbeit ist schwer und gefährlich. Kurt wundert sich, dass außer den fast täglich vorkommenden Verbrennungen nicht viel mehr passiert. Der Schwere und Gefährlichkeit der Arbeit entsprach der hohe Lohn. Zum Vergleich: Der Durchschnittslohn eines Industriearbeiters betrug knapp 400 DM-Ost brutto.

Am 12.9. berichtet Waldtraut Kurt das Neueste von der Schule. Draeger (Berufsschulleiter in Fürstenwalde?) wird Leiter der Berufsschulen im Bezirk Frankfurt. *„Parteiauftrag [...] wer sein Nachfolger wird, ist noch nicht raus, die Partei setzt ein (sprich Demokratie!).“* Sie fragt, ob Kurt von dem „Sabotageakt“ im Reifenwerk Fürstenwalde gehört hat. *„Die Halle mit den Kautschukvorräten und den fertigen Reifen [ist] vollkommen runtergebrannt [...] Die Zeitungen schweigen sich aus.“*

Waldtraut ist seit dem 15. September zur Kur im thüringischen Stadtroda. Vom Bahnhof wurden die Kurgäste mit einem LKW in die Stadt gefahren, sie wohnen größtenteils in Privatquartieren. Waldtraut findet die Gegend zwar sehr schön für ein paar Wochen, möchte aber nicht dort wohnen. *„Erstens würde mich die Sprache schon daran hindern, heimisch zu werden, außerdem*

geht mir schon immer die Puste aus, wenn ich mal so einen kleinen Berg hoch muß, und den gibts in fast jeder Straße. Bei Schnee oder gar Glatteis würde ich mich gar nicht aus dem Bau trauen [...] “ Ihre Zimmerkollegin ist ebenfalls jung verheiratet. „Die [...] wollen beide keine Kinder. Kannst Du Dir das vorstellen?“ Waldtraut ist schwanger und erwartet im April ihr erstes Kind.



„Wenn ich daran denke, daß Ihr schießen müßtet, wird mir ganz übel. Hoffentlich hast Du nicht zu oft ins Schwarze getroffen“, ist Waldtrauts Antwort auf Kurts Mitteilung, dass er an Schießübungen teilnehmen musste. „Wir haben hier zwei Gewehre bekommen, bloß bis jetzt war immer keine Munition da [...] ein bißchen komisch ist einem ja doch dabei.“

Vor ihrer Abreise war ihre Mutter Elsbeth bei ihr in Briesen. Sie konnte nicht länger bleiben, „die Kartoffeln müssen in Möthlow doch raus, wer sollte das machen, wenn sie nicht da wäre?“ Elsbeth schickt ein Päckchen mit Pflaumen an Waldtraut, „damit Du doch ein bißchen von dem großen Segen hast“. Sie denkt „noch oft, wie schön es bei Dir war. Hinten [zum Garten] ist ja die Aussicht bedeutend schöner wie vorn [zur Straße].“

Am 27.9. schreibt Waldtraut von einer Wanderung zur Teufelstalbrücke (gebaut 1936 bis 1938. Sie war damals die am weitesten gespannte Massivbetonbrücke Mitteleuropas). „Ansichtskarten gibt es davon nicht, es ist auch verboten, die Brücke zu fotografieren, getan wurde es doch.“ Sie schildert auch ausführlich einen Besuch im Planetarium in Jena.

Tante Lisbeth hat geschrieben, dass es ihr nicht gut geht, sie nicht kommen kann. „Mein lieber armer einsamer Mann! [...] Wenn doch bloß das obere Zimmer ausgebaut wäre oder noch würde! [...] Sie [Tante Lisbeth] könnte doch dann den Winter über bei uns bleiben. Sie fühlt sich wohl ganz einsam und verlassen dort. Weißt Du, ich stelle es mir auch schrecklich vor, wenn man alt ist ganz allein zu sein und dann noch Sorgen um das tägliche Brot zu

1952

rechts: Kurt steht vor dem Eingang zur Waschküche, rechts davon das Wohnzimmerfenster.

unten: Waldraut vor dem Wohnzimmerfenster, zum Garten



haben. Denn Kartoffeln, Obst und Gemüse sind in Thüringen scheinbar sehr knapp. Margarine und Butter [...] gibts sehr selten, höchstens mal für Kurgäste, die Einheimischen können zusehen. Kannst Du nicht mal 2 Pfund Margarine hierher schicken, Frau Greve [ihre Zimmerwirtin] weiß auch nicht mehr, was sie aufs Brot schmieren soll.“

Waldtraut freut sich, dass sie bald wieder nach Hause kann. Aber bald wird er wieder allein sein, *„allerdings Gott sei Dank nicht 5 Wochen“*. Sie muss noch eine Prüfung machen. *„Ich mache nicht 3 sondern 30 Kreuze, wenn alles hinter mir liegt.“*

Zum Abschluss der Kur wollte eine Gruppe in ein Café gehen. *„Der schönste Kuchen stand da, aber nur auf Marken und so mussten wir auf Kuchen und Kaffee verzichten. Es gibt in der ganzen Stadt kein HO Café bzw. keine HO Gaststätte.“*

Kurt hat die gewünschte Margarine geschickt. *„Hier weiß man erst, wie gut man es hat, wenn man nahe an Berlin wohnt [...] Hier müssen die Frauen, wenn mal tatsächlich welche [Margarine] im HO ist, eine Stunde nach ½ Pfund anstehen.“* Das Angebot in der Provinz war deutlich schlechter als in Berlin, außerdem konnte man damals noch nach West-Berlin fahren und dort kaufen, was es in der DDR nicht gab.

Ende Oktober ist Waldtraut zum Lehrgang in Potsdam, die 2. Lehrprüfung steht an, *„Wenn ich bloß erst eine Woche älter wäre!!!“*, schreibt sie am 27. Oktober. Wenige Tage später bekommt sie ihr *„Zeugnis über die 2. Lehrprüfung für Lehramtsanwärter an berufsbildenden Schulen“*.

Im März 1953 kauft Waldtraut einen Bademantel. *„Im Konsum waren 3 Stück [...] Er kostet 61 DM.“* Sie sucht auch einen Sommermantel, aber *„mit Sommermänteln ist nichts zu wollen“*.

Am 11. April wird das erste Kind geboren, Gabriele. Waldtraut muss noch längere Zeit im Krankenhaus bleiben. *„Wie uns später bekannt wurde, hatte man das seltene Auftreten von Eklampsie, einer für Mutter und Kind lebensgefährlichen Schwangerschaftserkrankung, die im letzten Drittel der Schwangerschaft auftritt, festgestellt. Dabei können plötzlich [...] Krämpfe, gefolgt von Bewusstlosigkeit auftreten, die für Mutter und Kind lebensgefährlich sind.“* Während der Schwangerschaft hatte es keine Hinweise auf gesundheitliche Probleme gegeben, schreibt Kurt in seinen Erinnerungen. *„Zu unserer Beruhigung wurden wir informiert, daß ein erneutes Auftreten bei weiteren Schwangerschaften nicht zu erwarten ist.“*

„Mein erster und letzter Gedanke ist alle Tage, ob Waldtraut wohl schon zu Hause ist?“, schreibt Elsbeth, ihre Mutter, am 10. Mai. *„Was macht nun das kleine Gabrielchen? Ist ja morgen schon 4 Wochen alt, habe richtige Sehnsucht nach dem Dingelchen, aber die Zeit wird ja auch bald kommen, wo ich sie mal sehen kann.“*

Im Mai besteht auch Kurt die 2. Lehrprüfung.

Waldtraut und Kurt mit Gabi, 1953



Waldtraut und Kurt mit Kurts Eltern Marie und Ewald und Gabi, 1953

Im Juli 1953 machte das „Kollegium der Allgemeinen Berufsschule ‘Geschwister Scholl’ Fürstenwalde-Spree“, zu dem auch die Außenstelle in Briesen gehört, eine Studienfahrt nach Jena und Weimar „zur Erweiterung des Allgemeinwissens“. In Jena „bezogen die älteren Kolleginnen ihre Quartiere [im Hotel], jedoch das Gros der Gruppe sauber zurecht gemachte Strohlager in der Südschule“, heißt es im Bericht über die Fahrt.

Wahrscheinlich 1953 siedelt Waldtrauts unverheiratete Tante Grete/Reti, Margarethe Peter, die bisher mit ihrer Schwägerin Elsbeth und ihrer Nichte Erika und deren Familie in Möthlow gelebt hatte, nach Briesen über. Kurt schreibt: „Unsere Oma Grete war [...] eine große Stütze, sei es als Super-Köchin oder bei Handarbeiten und beim Nähen. Da wir beide berufstätig waren, war die Oma nun auch bei der Betreuung und Beaufsichtigung der Kinder“, das zweite Kind, Peter, wurde 1955 geboren, „eine unbezahlbare Hilfe.“



Im April 1954 ist Kurt in Magdeburg zum Lehrgang. Am 9.4.1954 schreibt er: „*Ich war doch wahrhaftig lange Jahre [...] fern von zu Hause, von Vater und Mutter. Während der ganzen Zeit habe ich nie auch nur so etwas ähnliches wie Heimweh kennengelernt. Wohl hat man sich gefreut, wenn man mal nach Hause fahren konnte, aber mit Heimweh oder gar Sehnsucht hatte diese Freude nichts zu tun*“

Kurt war am Wochenende zu Hause und ist nun wieder in Magdeburg. Er berichtet, was zwei Fürstenwalder Kollegen vom 1. Mai erzählten. „*Sie hatten den Bauch voll Zorn statt eines Mittagessens. Um 8⁰⁰ war in der Schule die Feier und um ½ 10 sind sie dann losmarschiert. Um ½ 2 waren sie dann glücklich an der Ehrentribüne vorbei. Marschiert sind sie aber nur zirka einen Kilometer, weiter war es nicht. Die meiste Zeit haben sie gestanden und Staub geschluckt. Dafür haben sie kein Mittagessen bekommen, weil alle Lokale überfüllt waren.*“



Waldtraut mit Gabi, daneben
ihre Tanten Margarethe Peter
und Elisabeth Raasch,
dahinter Kurt; Sommer 1953



Waldtraut 1956

Vom 26. Juli bis zum 3. August unternahmen die Berufsschullehrer des Kreises Fürstenwalde ihre zweite Studienfahrt. Dieses Mal ging es nach Dresden und Meißen und auch Waldtraut war dabei. „Viele Kunststätten sahen wir [...] noch in Trümmern liegend [...] Ich habe Dresden vor dem Kriege gekannt [...] und mußte nun vom Bahnhof aus ringsumher die leere Zone sehen, in der kein Haus, in der nichts mehr steht“, schreibt einer der Teilnehmer.

Lisbeth Raasch war im Laufe des Jahres wohl einige Monate nicht in Tambach gewesen, wo sie wohnte, denn sie hatte ihre Nichten in Möthlow und in Briesen besucht. Eine Hausbewohnerin hatte sie längere Zeit nicht gesehen und behauptet, dass sie heimlich im Westen gewesen wäre. Im Dezember 1954 schreibt Lisbeth an Waldtraut: *„Habt Ihr ein Hausbuch? [...] Jeder Hausbewohner und auch Besuch, der länger als 3 Tage anwesend ist, muß eingetragen sein. Meine Abwesenheit [...] hat hier viel Staub im Tambacher Rathaus aufgewirbelt [...] Ich] wurde [...] in ein richtiges Kreuzverhör genommen. Unter anderem wurde mir sogar gesagt, daß ich meinen Ausweis doch abgegeben hätte [...] Weil ich aber ruhig blieb und nicht aus der Fassung geriet, fragte er schließlich: wo ich denn gewesen sei. Antwort: erst einige Wochen im Kreis Fürstenwalde, und dann einige Wochen im Kreis Rathenow, bei meinen Angehörigen. Nun die Frage: ob ich dort ins Hausbuch mich eingetragen hätte. Antwort: Nein, ich wüßte nicht, ob ihr im Besitze eines Hausbuches seid. Aber ich hätte eine Aufenthaltsbescheinigung vom zuständigen Bürgermeister [...] geschickt. So, und nun wurde mir gesagt: daß in der ganzen D.D.R. in jedem Hause ein Hausbuch sein müßte, wo jede anwesende Person eingetragen sein müßte. Wäre es nicht der Fall, habt Ihr Euch strafbar gemacht [...] Ob ich Euch noch mal besuchen darf? Frau Fischer, der ich das Ganze zu verdanken habe, will mich hier alle Tage im Hause sehen, sonst geht sie wieder aufs Rathaus, um mir mein Zimmerchen zu enteignen.“*

Am 30. April 1955 kommt das zweite Kind zur Welt. Diesmal gab es keine Komplikationen, aber nach sechs Wochen bekommt Waldtraut wieder eine Brustentzündung und muss ins Krankenhaus. *„Der Krankenhausaufenthalt ist mir dieses mal beinahe wie eine Kur vorgekommen“*, schreibt sie am 5. Juli von dort.

„Meine liebe kleine Traut! Bist Du nun glücklich, das Du nun ein Pärchen hast?“, schreibt Lisbeth zu Peters Geburt. *„Ich wäre ja so gerne mal bei Dir, daß ich mir den Bengel auch mal ansehen könnte, denn sicherlich ist es doch ein Prachtstück [...] Was ist mit der Brust? Darfst du stillen? Wenn Du erst wieder bischen auf dem Posten bist schreibe dann doch wieviel er gewogen hat und ob er schwarz ist, oder eine Glatze hat, ob er auch gut brüllen kann.“* Und

im Juni schreibt sie: „Was macht denn Peterle? Bekuckt er sich seine kleine Welt schon? Ich möchte ihm doch mal zu gerne sehen, ich denke die ersten Tage gleich in [den] Ferien werde ich mal kommen.“



Peters Taufe am 31. Juli 1955 (links)

Waldtraut und Erika mit Gabi und Peter im Kinderwagen (unten)





Mitte der 1950er Jahre; Kurt auf seinem Motorrad; rechts das Wohnhaus Kersdorfer Str. 38; die unteren Fenster auf der Giebelseite gehörten zum ehemaligen Klassenraum, zum Zeitpunkt der Aufnahme schon zur Wohnung umgebaut; hinter den oberen Fenstern war das Zimmer von Tante Grete; ganz rechts war der Holzschuppen, dahinter ist ein Stück vom Kammerfenster (später Bad) zu sehen; im Haus im Hintergrund wohnte Familie Schulze (das Haus steht nicht mehr); davor die Kersdorfer Straße (Kopfsteinpflaster und Sommerweg; der Weg (gehört heute zum Grundstück) führte zur Autobahn;

Mit dem Ende des Schuljahres 1955 wird die Schulklasse in Briesen aufgelöst. Kurt ist nun als Dozent für Landwirtschaft an der Volkshochschule Fürstenwalde tätig und hauptsächlich in den Abendstunden zu Vorträgen in den Dörfern der Umgebung unterwegs. Inzwischen hat er sich auch den Traum vom Motorrad erfüllt. Waldtraut scheidet zum Ende des Schuljahres aus dem Schuldienst aus. In den folgenden Jahren übt sie zeitweise verschiedene Tätigkeiten im Büro der LPG (Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft) aus und arbeitet auch als Vertretung an der Schule in Briesen. Kurt fängt im August 1956 bei der MTS (Maschinen-Traktoren-Station) in Petersdorf als Oberzootechner an. Die Berufsbezeichnung Zootechner existiert heute in dieser Form nicht mehr, sie ging in dem Berufsbild Tierwirt auf.

Im Oktober desselben Jahres beginnt er ein Fernstudium in Leipzig und ab 1960 an der Humboldt-Universität Berlin.







oben: Waldtraut mit Gisela Droege (Freundin von Waldtraut und Patentante von Peter) und Kindern

unten: Waldtraut mit Tante Lisbeth (Elisabeth Raasch) und Kindern





Gabi und Peter, um 1960

Waldtrauts Schwester Erika hat 1950 Gerhard Koch geheiratet, ihr Mann ist wie sie Lehrer und beide haben öfter Ärger mit dem Schulrat. „*Neulich [war hier] eine Elternversammlung, da war dann einer von Rathenow dazu gekommen, so ein 100-Prozentiger. Der hat sehr für die 'Jugendweihe' gesprochen, keine Einsegnung und kein Religionsunterricht. Die Eltern haben sich dann aber durchaus nicht belehren lassen wollen. Die Köche haben nicht viel dazu gesagt. Der gute Mann geht nun, ob seiner Niederlage, zum Schulrat und stellt das so hin, als ob die Lehrer da bloß dran schuld sind, weil sie die Eltern nicht genügend aufklären. Vor kurzem war dann Konferenz in Rathenow, da hat der Schulrat unsere beiden dann richtig runtergeputzt, das sie so gar nicht fortschrittlich wären, sie wären gar keine Erzieher u.s.w.*“, berichtet Elsbeth im Dezember 1954.

Im April 1950 wird Christian geboren. Ende 1956 ist Erika mit ihrer Familie und ihrer Mutter im Westen. Sie finden ihr neues Zuhause in Seulberg bei Frankfurt am Main. 1959 bekommt Christian eine Schwester, Sabine. 1965 wird Gerhard krank, im August wird ein ziemlich großer Tumor an der Stirn festgestellt und es muss sofort operiert werden. Zwei Jahre später geht es ihm wieder schlechter, der Tumor hat gestreut und Gerhard stirbt im Januar 1968.

August 1961 in Seulberg



Vater und Sohn
Gerhard mit Christian, 1952



Besuch in Seulberg 1957

1960 bekommt die Familie ihr erstes Auto, einen Trabant für 7,5 Tausend D-Mark-Ost. 1965 betrug die Lieferfrist ein gutes Jahr, Ende der 1970er Jahre war die Wartezeit auf 12 bis 15 Jahre angewachsen.



In Nossendorf (bei Demmin) bei Millers, August 1960
Millers kamen auch aus Naugard und waren mit Waldtrauts Eltern befreundet.

Elsbeth schickt viele Pakete an Waldtraut. In der Kammer (später wurde daraus das Badezimmer) gab es einen Schrank, in den die guten Sachen kamen wie Schokolade, Kakao, Bohnenkaffee, Puddingpulver und Karo-Kaffee. Auch Palmin, Rama, Fischbüchsen und Seife kamen aus dem Westen, Kurt bekam Zigaretten und Bekleidung wurde geschickt. *„Gestern habe ich noch mal ein Paket an Euch abgeschickt und hoffe, daß es ankommt [...] Wenn Du noch etwas brauchst, dann schreibe recht bald und falls Du noch etwas für die Kinder brauchst.“* Elsbeths Pakete waren eine große Hilfe für die Familie mit zwei Kindern. In der DDR war vieles noch immer rationiert, und in der HO einzukaufen war teuer. *„Ein Paket von Mutti ist auch schon wieder gekommen, für Dich war auch was drin. Sonst das Übliche: Rama, Kaffee, Kakao, Wurst, Speck, Palmin, Schokolade usw. Wenn wir keine Pakete bekämen!!“*, schreibt Waldtraut im Mai 1962.

Geld war sicher immer knapp, Kurt ist mehr oder weniger Alleinverdiener. Waldtraut ist eine sparsame Hausfrau, etwas an Gemüse wächst im eigenen Garten und es werden ein paar Hühner gehalten, nur wenige. *„Nur schade daß*

wir kein Korn bekommen“, schreibt Grete (wahrscheinlich 1953). 1954 schickt Elsbeth „ein Päckchen mit Weizen [...] damit Tante Grete die Hühner weiter füttern kann.“ 1962 schreibt sie an Bekannte aus Westberlin „wegen Grassamen, hier gibt es keinen“.

Im Sommer 1957, 1959 und 1961 fährt die ganze Familie in den Westen zu Waldtrauts Schwester und ihrer Mutter. „Hoffentlich sehen wir uns wieder einmal; das ist in der heutigen Zeit ja schon ein großer, sehr schwer erfüllbarer Wunsch! [...] Die politischen Zustände sind ja so deprimierend, dass man meistens gar nicht in der Lage ist, gelöst und froh zu sein“, schreibt Erika am 30.12.59. „Was man so hört ist ja alles furchtbar“, steht in einem Brief von Elsbeth vom 1.9.1961. Am 13. August war die Mauer in Berlin gebaut worden. Die Familie ist kurz vorher von ihrer Westreise zurück gekommen. Tante Grete ist noch bei ihrem Bruder in Lübeck und niemand weiß, was nun wird. Im November schreibt Elsbeth: „Ich denke mir ja, daß es in diesem satten Westen auch noch nicht alles so bleibt. Ich bin ja froh, das ich schon alt bin, aber die armen Kinder, wie wird es denen noch mal gehen?“

Sehr viele Jahre später erfuhren die Kinder, dass Waldtraut und Kurt vorhatten, in den Westen zu gehen, Kurt wollte aber vorher sein Fernstudium beenden. Vieles, wie z.B. Bettwäsche, hatten sie offenbar nach und nach schon in den Westen gebracht, wohl über Waldtrauts Cousine in West-Berlin. Die Fahrt nach West-Berlin war zwar nicht erlaubt und mit Risiken verbunden, aber sie war bis zum August 1961 immerhin möglich. Nun war jeder Weg Richtung Westen versperrt.

„Ich denke so oft, Ihr hättet Euch in dem Sommer [1961], als Du, Tante Grete und die beiden Kinder bei uns waren, anders entscheiden sollen“, schreibt Erika 1968. Sie möchte gern Waldtraut besuchen, hat aber Angst, dass sie nicht mehr zurück kann. Kurt war, wegen seines Studiums, nicht mitgekommen.

Im September 1959 beendet Kurt seine Tätigkeit bei der MTS in Petersdorf und wird als Agronom Mitglied der LPG in Briesen. Im Februar 1962 schließt er sein Studium als Diplom-Landwirt ab und beginnt im selben Monat seine Arbeit als Abteilungsleiter für Tierzucht im VEG (Volkseigenes Gut) Crieven im Kreis Angermünde in der Uckermark. Nun ist die Familie wieder getrennt. Kurt hat dort ein möbliertes Zimmer. Am 15. April schreibt er: „Es ist furchtbar langweilig bei mir [...] Ein Sonntag ohne Familie ist eben kein Sonntag. Es ist ja ganz gut, diese Erkenntnis mal aus der eigenen Praxis zu gewinnen. In den ersten Wochen kam mir das gar nicht so zu Bewußtsein.“

Nach anfänglichen Umzugs-Überlegungen kommt er „zu dem Schluss, ein Umzug der Familie in diese Region brächte für alle große Nachteile gegenüber

der bestehenden Wohnungssituation in Briesen. Eine Fortsetzung der Arbeit auf längere Dauer, 90 Kilometer entfernt vom Wohnort der Familie, mit unregelmäßigen und kurzen Wochenend-Heimfahrten, stand für mich nicht zur Debatte.“ Am 30. April hat er bereits den Entschluss gefasst, nicht in Criewen zu bleiben. *„Obwohl mich in Briesen in der LPG bestimmt kein Ruhekitzen erwartet[...] Man muß aber erst die andere Seite kennenlernen, um richtig ermessen zu können, wie sehr man doch inzwischen aneinander hängt.“* Er will Peter zum Geburtstag ein Glückwunschtelegramm schicken, muss aber feststellen, *„daß unsere Poststelle weder ein Telefon noch Glückwunschtelegramme hat“.*

Telegramme gibt es etwa seit 1900. Auch zu DDR-Zeiten wurden viele Telegramme verschickt, da kaum jemand ein Telefon hatte. Für besondere Anlässe gab es Schmuckblätter für Telegramme.

Eine Woche später kommt es zu einer Auseinandersetzung mit dem Direktor, in deren Verlauf Kurt ihm seine Absicht mitteilt, das schreibt er Waldtraut am 10. Mai. Ein Brief von Waldtraut vom 11. Mai 1962 ist erhalten. *„Ich muß so oft an Dich denken, ob Du dem Chef schon von Deiner Kündigung gesprochen hast [...] Ich wünschte uns so sehr, daß diese Ungewißheit mal aufhört, die zehrt an Deinen und meinen Nerven [...] Wenn ich abends [im Radio] etwas Nettes höre, denke ich immer, daß Du es vielleicht auch hörst.“* Dann folgt noch ein Nachsatz. *„Heute ist Vorstandssitzung [in der LPG Briesen]. Die Genossen haben den Parteiauftrag, gegen Dein Herkommen zu stimmen [...] Jedenfalls ist die Meinung der Partei [SED – Sozialistische Einheitspartei Deutschlands], die bekanntlich immer recht hat [„Die Partei hat immer recht“ ist der Refrain aus dem „Lied der Partei“], daß anderswo noch dringender als in Briesen ‘Kader’ gebraucht werden und für Dich hat man [...] Madlitz aus-ersehen.“*

Am 1. Juni 1962 beginnt Kurt als Leiter der Viehwirtschaft in der benachbarten LPG Alt-Madlitz, einem Nachbardorf von Briesen. Ende 1964 wird er von der Kreisleitung der SED aufgefordert, mit Beginn des Jahres 1965 den Vorsitz der LPG Briesen zu übernehmen. „Dieses Anliegen war ein ungewöhnlicher Vorgang“, erinnert sich Kurt. „Die sogenannte ‘führende Rolle’ der SED wurde bislang so ausgelegt und umgesetzt, dass die Besetzung solcher und ähnlicher Positionen ausschließlich den Genossen der SED vorbehalten war. Der Not gehorchend war man offensichtlich bereit, mangels eines befähigten Parteigenossen der SED eine Ausnahme zuzulassen.“ Am 1. Januar 1965 wird er Vorsitzender (Betriebsleiter) der LPG Briesen. Auf Grund von Umstrukturierungen in der Landwirtschaft endet seine Tätigkeit nach vier Jahren am 31. Dezember 1968.

Waldtraut hat zunehmend gesundheitliche Probleme und Kurt will eine Arbeit, die möglichst keine Überstunden erforderlich macht. Am 1. Januar 1969 erfolgt seine Anstellung als Ökonom.

Lisbeth Raasch ist öfter für längere Zeit in Briesen. Nachdem ihr Mann tot ist (er starb 1950) und ihre Nichte Erika im Westen, sind Waldtraut und deren Familie ihre einzigen Verwandten im Osten Deutschlands. *„Ich habe wieder mal große Sehnsucht nach Euch“*, schreibt sie im Februar 1959. Elisabeth Raasch ist wohl nicht gerne gereist. *„Sie möchte wohl mal gerne kommen, aber sie fürchtet die vielen Schwierigkeiten, wird wohl lieber zu Euch kommen“*, schreibt Elisabeth im März 1959. Im November ist sie dann wirklich in Seulberg. In einem Brief von Elisabeth vom November 1959 steht: Sie *„schwärmt noch immer, wie schön es bei Euch gewesen ist“* und im Juni 1960 heißt es: *„Sie sehnt sich nach Briesen“*.

„Erika will sie [Lisbeth und Gustav, sie sind gerade erst als Flüchtlinge aus Polen zurück gekommen] ja zu Weihnachten [nach Möthlow] einladen. Schön wärs ja wirklich, aber ob sie sich [an einem] Wintertag auf solche Reise begeben werden?“, zweifelte Elisabeth im November 1947. *„Onkel Gustav mochte schon immer nicht von Treptow bis Papenhagen fahren.“* Papenhagen war die Bahnstation von Naugard, etwa 15 bis 20 Kilometer von Treptow entfernt

Im Februar 1962 wird Lisbeth krank. *„Seit 3 Wochen liege ich viel im Bett [...] ich bin sehr, sehr schwach und elend [...] Den ganzen Februar habe ich auf andere Witterung und Straßenverhältnisse gewartet, um Euch zu bitten: ‘kommt und holt mich’. Aber es ist unmöglich bei diesen Verhältnissen Euch darum zu bitten“*, schreibt sie am 28. Februar. Waldtraut antwortet umgehend. *„Zuerst möchte ich Dir sagen, daß wir alle uns schon lange darüber einig sind, daß Du [...] das hängt ja auch von Dir ab, zu uns kommst. Und wenn wir nach Criewen ziehen [ein Umzug ist im Gespräch, aber nicht sicher], muß sich auch eine Möglichkeit finden, für Dich ein Plätzchen zu haben [...] Wenn es erst wärmer ist [...] dann holen wir Dich [...] Wir hoffen doch, daß Du den Sommer hier bei uns verlebst.“*

Am 5. März kommt Lisbeth ins Krankenhaus in Gotha. Waldtraut fährt Mitte oder Ende März hin und ist sehr viel bei ihr. Tante Grete, Lisbeths Schwester, und Kurts Mutter Marie kümmern sich um die Kinder, die sieben und neun Jahre alt sind. Am 4. April schreibt Waldtraut an die beiden Omas: *„Leider kann ich nichts Gutes berichten [...] Es ist soweit, daß ich nicht sicher bin, ob ich sie morgen noch lebend antreffe.“* Einen Tag später, am 5. April 1962 stirbt Lisbeth. Sie ist 73 Jahre alt.

1964 wird Thomas als drittes Kind geboren.

Es scheint die Sonne nicht an allen Tagen,
Wohl mancher ist in Nebel tief gehüllt;
Nicht alle Blüten sieht man Früchte tragen,
Viel heiße Wünsche bleiben unerfüllt;
Es kann das arme Leben
Ein dauernd Glück nicht geben:
Doch wo zwei Herzen füreinander schlagen,
Da werden leichter sie das Leid der Erde tragen.

(Johann Dietrich Lüttringhaus)

1964-1983

Tante Grete stirbt am 16. Januar 1969, nur wenige Wochen nach ihrem 79. Geburtstag. Ihr ging es schon längere Zeit nicht gut. Zeitweise war sie im Altersheim in Kersdorf, wenn Waldtraut sich nicht um sie kümmern konnte. Das Haus „Exaudi“ war ein Gebäude der Berliner Stadtmission, später Altersheim und nur wenige Häuser entfernt. Heute ist es ein Wohnhaus.

Am 30. April 1967 beginnt Grete einen Brief an ihre Nichte Erika, den sie aber nicht zu Ende bringt. *„Ich bin schon sehr elend und so müde, Sehen und Hören ist nicht mehr so, wie es mir gefällt.“* Sie möchte Waldtraut so gerne helfen, in wenigen Tagen ist Gabis Konfirmation. *„Es ist so schwer, die Arbeit sehen und nicht mehr helfen können.“*



Gabis Konfirmation, 1967. Hinter den Bäumen das Altersheim

Elsbeth stirbt am 3. Dezember 1970 mit 76 Jahren. Waldtraut, die seit 1969 Invalidenrentnerin ist, liegt wegen Niereninsuffizienz im Krankenhaus und kann nicht zur Beerdigung ihrer Mutter kommen. *„Die Oma ist nach ihrem letzten Schlaganfall auch irgendwie komisch geworden“*, schreibt Erika am 2. Januar 1968.

Einige Briefe vom Oktober/November 1968 sind erhalten. Waldtraut ist im Krankenhaus, Kurt fährt Ende Oktober zu einer Kur nach Bad Wilsnack, Thomas, 4½ Jahre alt, ist wohl bei Freunden in Jacobsdorf, Kurts Mutter aus Niebel kommt nach Briesen. „*Das Ergebnis [des Röntgens] war, verglichen mit der Aufnahme von vor 4 Jahren, nicht wesentlich verändert*“, berichtet Kurt am 25.10. Waldtraut muss salzlos bzw. salzarm essen. „*Manchmal mache ich mir ein paar Körnchen Salz*“ ans Essen. „*Vorgestern und gestern bekam ich nun je eine Blutübertragung. 2½-3 Std. hübsch stille liegen und nicht den Arm bewegen*“, schreibt sie einige Tage später.

In den letzten Jahren war sie häufig krank. „Beide Nieren erfüllten ihre Funktion, die Ausscheidung von Schadstoffen, nur noch unzureichend (Niereninsuffizienz) [...] etwa alle zwei Monate [bekam sie] Blutübertragungen im Krankenhaus Fürstenwalde“, erinnert sich Kurt an die Jahre 1969 und 1970.

Kurt ist im September 1970 wieder zur Kur. Der Arzt sagt ihm: „*Wo normalerweise 1-2 cm zwischen den Wirbeln sind, habe ich bei den Lendenwirbeln nur noch wenige Millimeter [...] Die Beschwerden könnten gelindert werden [...] Ich müßte mindestens alle 2 Jahre eine Kur machen.*“

Richtig schwierig wird es ab 1971. Im November 1970 kommt Waldtraut ins Krankenhaus, nach Weihnachten erfährt sie, dass sie in Zukunft jede Woche einmal im Dialysezentrum in Frankfurt (Oder) an die künstliche Niere muss. Der Zusammenschluss einer Vene und Arterie (Shunt) am Unterarm als Gefäßzugang für die Dialyse (Blutwäsche) funktioniert zunächst nicht.

Im Januar 1971 ist Waldtraut zum ersten Mal in der Charité, dort soll unter Vollnarkose der Anschluss für die künstliche Niere noch einmal gemacht werden. „*Das Krankenhaus und die Atmosphäre*“ empfindet sie als unfreundlich und alles ist ihr fremd. „*Fürstenwalde und die Schwestern sind mir richtig heimlich.*“ Über eine Mitpatientin schreibt Waldtraut, sie „*fürchtet sich genauso vor der Zukunft wie ich*“. Weiter heißt es: „*Die Angst, die ich in der Sylvesternacht vor diesem neuen Jahr empfand war nicht unberechtigt [...] Ich kam gleich unter den Tropf, von 3 Uhr nachmittags bis um ¾ 8 morgens [...] es war fast zum Verzweifeln*“. Der Rücken tat weh und sie konnte natürlich nicht schlafen. Als die Ärzte ihr sagen, dass sie nun jede Woche einmal zur Dialyse muss, ihre Nieren arbeiten fast gar nicht mehr, „*war es mit meiner Fassung ganz vorbei. Ich hab schon so viel geweint und gebetet [...] Bis jetzt lag das alles noch in weiter Ferne und plötzlich steht man vor fast vollendeten Tatsachen [...] Mein lieber Kurt, hättest Du eine andere Frau bekommen, hättest Du wahrscheinlich eine gesunde Frau und Deine Kinder eine gesunde Mutter [...] ich möchte noch so sehr gerne lange bei Euch bleiben, ich hab Euch alle 4 so von Herzen lieb. Es tut so weh, zu wissen, daß das nicht sein kann. Die Hoff-*

nung, die mir der Oberarzt macht, eine Nierenverpflanzung betreffend, habe ich nicht [...] Wenn es nun nicht anders geht, bitte ich Gott, daß er mir Kraft und Vertrauen geben möge und Euch bitte ich, betet für mich, für uns alle.“

Nach etwa vier Wochen hat sie sich einigermaßen gefasst. „Vielleicht brauchte ich auch die lange Zeit, um manches zu überlegen und zu begreifen.“ Sie schreibt den Text eines Liedes auf, „das wir 1945, wenn wir vor Angst und Sorgen abends uns nicht ins Bett trauten, gesungen haben und das mir jetzt so viel Glauben, Zuversicht, Vertrauen gibt“.

So nimm denn meine Hände / und führe mich
bis an mein selig Ende / und ewiglich.
Ich mag allein nicht gehen, / nicht einen Schritt.
wo du wirst geh'n und stehen, / da nimm mich mit.

...

Wenn ich auch gleich nichts fühle / von deiner Macht,
du führst mich doch zum Ziele / auch durch die Nacht.
So nimm denn meine Hände / und führe mich
bis an mein selig Ende / und ewiglich.

„Gleichgültig, ob es in 3 oder 30 Jahren sein wird, ich möchte, daß das Lied einmal an meinem Grabe gesungen wird, als Erinnerung an mich und als Trost für Euch [...] Manchmal tut Ihr mir alle mehr leid als ich mir selbst.“

Die damals 18-jährige Gaby schreibt im Juni 1971 an ihre Cousine Karen: „Ich frage mich bloß, wie das werden soll, wenn ich ab September nur noch an den Wochenenden zu Hause bin. [Im September beginnt ihr Studium in Berlin.] Ihr [Waldtraut] ist auch schon ganz Angst davor.“

Bis Dezember 1971 einmal wöchentlich, dann zweimal wöchentlich muss Waldtraut zur Dialyse. „Die Dialyse dauerte jeweils vier bis sechs Stunden. Da wegen der nachfolgenden Nebenwirkungen wie Übelkeit, Erbrechen und heftigen Krämpfen die Alleinreise nicht möglich war, oblag es mir, neben meiner Arbeit die Patientin früh um sieben Uhr zur Dialyse hinzufahren und am späten Nachmittag wieder abzuholen. Zum damaligen Zeitpunkt gab es noch nicht die Möglichkeit, diese Fahrten über das Gesundheitswesen, das DRK oder andere Institutionen durchführen zu lassen“, erinnert sich Kurt. Es war für ihn nicht einfach, berufliche Aufgaben und familiäre Erfordernisse in Einklang zu bringen. Ab April 1971 konnte Kurt wieder als Lehrer arbeiten, an der Argraringenieurschule in Fürstenwalde-Palminicken.

Thomas, 1964 geboren, hat es wohl am schwersten. Er erlebt seine Mutter fast nur krank, muss während ihrer Krankenhausaufenthalte bei anderen Leuten untergebracht werden. Kurt erinnert sich, dass er einmal sinngemäß gesagt



Waldtraut mit Thomas im Garten,
1964

hat: „Es ist mir ganz egal, wo du mich hingibst. Hauptsache ist, die Mutti wird wieder gesund.“ 1970 soll er zur Schule kommen. Margarete Schall aus Briesen, damals 58 Jahre alt, bietet an, sich um Thomas zu kümmern und ihn zeitweilig bei sich aufzunehmen.

„Ihr Ehemann Alfons, geboren 1907, wurde [...] 1950 [...] vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet [...] und im] Schnellverfahren zu 25 Jahren Arbeitslager verurteilt.“ In Workuta am nördlichen Polarkreis musste er unter primitivsten Bedingungen im Kohleabbau arbeiten. Erst nach drei Jahren erhielt seine Frau das erste Lebenszeichen von ihm. Ende 1955 kam er als gebrochener Mensch zurück.

Workuta war eines der wohl härtesten Straflager in Stalins Gulag-System, wo Tausende Gefangene umkamen, und Hauptzielort für deutsche Gefangene in der Nachkriegszeit. Neben Kriegsverbrechern und Kriminellen waren auch viele Unschuldige als politische Häftlinge dorthin deportiert worden. In Workuta waren gleichzeitig bis zu 73 000 Personen inhaftiert. Sie waren im Winter der bitteren Kälte am nördlichen Polarkreis, Temperaturen von bis zu -56°C , und den eisigen Schneestürmen von September bis Mai ausgesetzt. Einen Hoffnungsschimmer für die Gefangenen gab es nach Stalins Tod. Ende 1953 war es möglich, seinen Angehörigen einen Brief zu schreiben. Adenauers Verdienst war es, dass nach seinem Besuch 1955 in Moskau unter anderem auch die politischen Gefangenen aus der Anfangszeit der DDR in Workuta freigelassen wurden.

Alfons Schall ist wohl Opfer einer Denunzierung geworden. Kurt lernte ihn als einen der zuverlässigsten Mitarbeiter während seiner Tätigkeit in der LPG Briesen kennen. Eine Freundschaft zwischen beiden Familien entstand, die auch nach dem Tod von Alfons Schall 1974 andauerte bis zum Tod von Gretel (Margarethe) Schall im Jahre 2000.

Den Sommer 1972 verbringt Waldtraut größtenteils im Krankenhaus. Die Nebenwirkungen der Dialyse verträgt sie nicht gut. Sie wartet wie die anderen

Dialysepatienten auf ein passendes Spenderorgan. Am 10. April 1972 schreibt sie: „Heute war wieder mal Alarm [...] so gegen 9⁰⁰ kam [...], das Krankenhaus Frankfurt hätte im LPG-Büro angerufen, ich sollte mich bereit halten.“ Aber es hat „sich im Laufe des Tages nichts getan“.

An drei Tagen in der Woche zur Dialyse stand bevor. Nach inzwischen dreimaliger erfolgloser Vorstellung im Nierentransplantationszentrum in Berlin kann Waldtraut am 23. November 1972 erfolgreich operiert und eine neue Niere transplantiert werden. „Ist es wirklich wahr, die letzten Tage waren wie ein Traum“, schreibt Kurt am 26. November.

Bevor Waldtraut in den OP kommt schreibt sie noch einen Brief:

Friedrichshain, Donnerstag, 16.30 [23.11.72]

Meine Lieben!

[...] möchte ich Euch spüren lassen, daß ich in der letzten Zeit vor der Entscheidung sehr lieb an Euch alle denke. Ich bin ganz ruhig [...] ich vertraue auf Gott, u. das wünsche ich, tut Ihr auch [...] sollte mein Schicksal anders verlaufen, seid nicht zu traurig. Um eins möchte ich Euch bitten, habt mehr Geduld miteinander, freundliche Worte und ein bißchen Liebe, die man den anderen spüren läßt, lohnen sich immer! Das möchte ich ganz besonders Euch beiden großen Männern sagen!!

Ansonsten müßt Ihr Euch durchschlagen, so gut es geht [...]

Ich habe Euer Bild bei mir auch in mir.

Viele sehr liebe Grüße und Gott behüte Euch.

Eure Mutti! Deine Frau!

Betet für mich!

In der DDR gab es die Widerspruchsregelung, das heißt die Organentnahme bei Verstorbenen für Transplantationszwecke war zulässig, wenn der Verstorbene zu Lebzeiten keine anderweitigen Festlegungen getroffen hatte. Heute darf in Deutschland ein Organ nur entnommen werden, wenn der Verstorbene dem zu Lebzeiten zugestimmt hat (Organspenderausweis) oder die Angehörigen dies nach seinem Tod tun. Im Jahr 2013 wurden in Deutschland etwa 2 200 Nieren transplantiert, rund 8 000 Personen stehen auf der Warteliste. Dialysepatienten mussten 2016 ca. vier bis acht Jahre warten.

Waldtraut darf zunächst keinen Besuch bekommen, aber sie kann telefonieren. Zur damaligen Zeit hatte kaum jemand ein Telefon zu Hause. Thomas überlegt, was er haben möchte, wenn er König wäre; unter anderem ein Telefon, dann könnte er seine Mutti immer anrufen und bräuchte keine Briefe zu schreiben.



1966 (oben), Kurt
mit Thomas, Gabi
und Peter

1969 (unten), Peter
und Gabi, Waldtraut,
Thomas, Kurt



Mitte Januar ist sie wieder zu Hause und es geht ihr gut. Die fremde Niere arbeitet, das ist nicht selbstverständlich. Bei rund einem Viertel der Nierentransplantierten nimmt die neue Niere nach einer Transplantation nicht sofort ihre Arbeit auf; es kann auch zu Abstoßungsreaktionen und Infektionen kommen. Zumindest in den ersten Wochen und Monaten muss täglich die Körpertemperatur, die Flüssigkeitsbilanz (Flüssigkeitsaufnahme und Urinmenge), Gewicht und Blutdruck gemessen und dokumentiert werden. Dazu kommen die Risiken, die es bei jeder Operation gibt. *„Sie wird jetzt in Briesen bestaunt wie das 8. Weltwunder und sie fühlt sich auch selbst wie neugeboren.“*

„Nach Waldtrauts Operation und Transplantation 1972 konnte die ganze Familie aufatmen, für mich fielen eine Reihe zusätzlicher Belastungen weg, wie z. B. der Transport zur Dialyse hin und zurück, und es begann eine etwas ruhigere Zeit für alle“, so Kurt. „Bis zum Ende des Jahres 1972 [...] und auch noch danach waren mehrtägige Aufenthalte außerhalb des Wohnortes [...] nicht möglich. Nun konnten wir wieder fahren.“ Alle vier Wochen muss Waldtraut zur Kontrolle zur Charité nach Berlin. Auch Krankenhausaufenthalte gibt es immer wieder. Die vielen Medikamente haben diverse Nebenwirkungen.

Bis zum Bahnhof von Briesen sind es zwei Kilometer. Die große Wohnung in dem um die Jahrhundertwende erbauten Schulgebäude überfordert mittlerweile ihre körperlichen Kräfte. „Wie zu der Zeit auf dem Dorfe üblich, befand sich das Klo im Stall auf dem Hof, an der Außentreppe stand die Schwengel-Pumpe und Kachelöfen in den Zimmern brauchten viel Holz und Kohle. 1967, nach 15 Jahren, erfolgten die ersten Schritte zur Modernisierung: Die Verlegung einer Wasserleitung, der Einbau einer Innentoilette und einer Badewanne mit großem elektrischen Warmwasserboiler.“

Mitte 1974 übernimmt Kurt im Auftrag der DBD (Demokratische Bauernpartei Deutschlands) die Bereiche Erholungswesen und Landeskultur mit zwei Sachbearbeitern und einer Sekretärin beim Rat des Kreises Fürstenwalde. „Im Dezember 1974 bezogen wir in Fürstenwalde [...] eine 2½-Zimmer-Neubauwohnung von etwa 60 m² Wohnfläche. Die Wohnung hatte einen Balkon an der Südseite und war an die Fernheizung angeschlossen. Der Arbeitsaufwand für die Hausfrau somit gegenüber vorher stark verringert. Wir waren alle glücklich, nun eine moderne Wohnung zu haben. Da Gabriele und Peter nur noch selten an den Wochenenden nach Hause kamen, war der Platz ausreichend“, erinnert sich Kurt. *„Bis auf die Enge, wenn wir alle hier sind, gefällt es uns ganz gut“*, schreibt Gaby.

Im Mai 1976 wird der 1967 über GENEX erhaltene „Wartburg“ verkauft. (GENEX war die Geschenkdiens- und Kleinexporte GmbH. Vorwiegend in

der DDR hergestellte Waren konnten von Bürgern der Bundesrepublik für Verwandte und Bekannten in der DDR bestellt und mit D-Mark bezahlt werden.) „Das neue Auto, ein Trabant, war längst bestellt. Die Wartezeit war inzwischen auf 12 bis 15 Jahre angewachsen. Ein von der Abteilung Gesundheitswesen des Rates des Kreises bestätigtes Schreiben, das die Dringlichkeit des Autos für Frau Waldtraut Lehmann begründete, verkürzte die Wartezeit. Im April 1978 erfolgte die Auslieferung eines Trabant zum Preis von 8 500 Mark“, schreibt Kurt.

1977 wird Kurt 50 Jahre alt. Waldtraut schreibt ihm aus diesem Anlass seinen Lebenslauf in Reimen.

„Vor 50 Jahren war es schon,
da kriegten Lehmanns einen Sohn.
Die Freude war nicht sooo sehr groß,
als Mutter hatte das Kind im Schoß.
Enttäuscht sprach da der Herr Papa:
Was soll's, ein Bengel ist schon da.
Und außerdem, so mickrig, klein,
das soll wirklich mein Sprössling sein?
Dem Kind jedoch gefiel die Welt.
Mutter nahm ihn mit auf's Feld,
die frische Luft und Muckefuck
bekamen dem kleinen Kurtchen gut.
Bald wurd' er Schulkind. Ist doch klar,
daß Kurt ein Musterschüler war!
Dann kam der Krieg, da wurd' es schwer,
ein sorgloses Leben gab's nicht mehr.
Zwei kleine Schwestern, Mutter oft krank,
Vater Soldat, – der Tag war sehr lang.
Auch er mußte fort, wurde Matrose
mit Bändermütze und weiter Hose.
Doch dieser Spuk ging auch zu Ende,
der Kurt spuckte in die Hände
und fing ein neues Leben an.
In Zixdorf lernte er recht fleißig
(auch Irmchen kennen, sie war dreißig).
Sirup, Suppe und viel Quark
hielten Kurt gesund und stark.
Eins hat er bis heute nicht vergessen:

Um sich mal richtig durchzuessen
gab's auch ein Mädchen mit lockigem Haar,
die samt der Mutter recht großzügig war.
Gemeinsam mit Erich hat er gestrebt
und da eine schöne Zeit verlebt.
Dann kam die Schule, hier ging es weiter,
man kann schon sagen: vorwiegend heiter!
Von all seinen Freundinnen schwärmt er noch heute.
Ihr habt ja keine Ahnung, ihr Leute!
Zum Tanzen liefen sie kilometerweit,
sie genossen so recht ihre Jugendzeit.
Es wurde dabei auch so mancher gehoben.
(Irr' ich mich, habt ihr etwa auch geschoben?!)
Als Lehrer wird der junge Mann, es ist kaum zu fassen,
einfach so auf die Berufsschüler losgelassen.
Und da, in dem schönen Kremmen
lernt er eine Kollegin kennen,
und ihr ahnt es schon, es stimmt genau,
die nahm er sich dann auch zur Frau!
Sie zogen nach Briesen, es war alles in Butter,
wir wurden drei Kinder und Vater und Mutter.
Zwischendurch studierte er 'fern',
bekam sein Diplom, das hatten wir gern.
Nun wechselte er oft seine Arbeitsstellen,
kam zur VHS, MTS und den LPG-Viehställen.
Der Bau der Offenställe war schon ein Problem,
gewisse Leute wollten nicht einseh'n,
daß Kühe bei Frost und wenig Futter
wenig Milch geben und noch weniger Butter.
Nach Palmnicken wanderte er dann frohen Mutes
(die Spondylose hatte doch auch ihr gutes).
Inzwischen hat er sich der Erholung verschrieben.
Der Erholung der anderen, die es lieben
sich in einer Datsche am See zu vergraben.
(Wir würden so gerne auch eine haben!)
Vom Erholen erholen, dass tut er am Abend:
Farbfernsehen und Bier! Wie erquickend und labend.
Und das in der fernegeheizten Wohnung!
Sie ist für ihn die schönste Belohnung

für alle Arbeit und alle Mühen
die er hatte mit Menschen und Kühen.
Das erste Halbjahrhundert liegt nun hinter Dir.
Gesundheit, Glück und Segen wünschen wir
für die nächsten 50 Jahre
und nicht noch mehr der grauen Haare!
So nun weißt Du's ganz genau!
Deine Kinder und Deine Frau“

(Spondylose – Sammelbegriff für abnutzungsbedingte Veränderungen an
Wirbelkörpern:

VHS – Volkshochschule)

1976, vermutlich auch zum Geburtstag, entstand das Gedicht „Der DDR-
Funktionär“

„Um sechs Uhr muss er aus dem Bett,
und war's darin auch noch so nett.
Im Bad rauscht das Wasser. Er wäscht mit Lareen
seinen apollonischen Körper vom Kopf bis zu den Zehen.
Dann schreit er: Mutter, (die liegt noch in der Falle)
ist die Zahnpasta von drüben schon wieder alle?
Nun bekleidet er seinen nackten Po
mit 'ner Unterhose (die ist aus der HO).
Danach steht er vor'm Schrank. Nun sag mal schnelle,
was zieh ich nun an: Das Hemd von Quelle
oder den Pulli von Neckermann?
Später hört man's in der Küche rumoren,
und da schallt's auch schon an meine Ohren:
Der Jakobs ist fast alle, geh neuen kaufen,
ich werd doch den Kaffee-Mix hier nicht saufen!
Dann marschiert er zur Arbeit, überzeugt die Leute,
wie bö's die Kapitalisten, wie gut's uns geht heute.
Ausbeuter sind's alle, seht sie euch an,
die Woolworth, Brenningmeyer und Neckermann.
Da geht ein Gedanke durch seinen Kopp,
die Frau muß heut' noch zum Intershop.
Für seinen Geburtstag, der übermorgen,
muß sie noch ein paar gute Sachen besorgen.
Nachdem er sein Tagwerk so hinter sich gebracht
er abends sich auf den Heimweg macht.

Er ißt die fertigmachten Schnitten,
und nun Ruhe, ich möchte doch bitten!
Ein Druck auf den Fernsehknopf, es kommt die AK
doch sind zum Glück ja noch mehr Sender da.
Er sieht die Tagesschau, den Weltspiegel auch.
Im Westen schießt einer dem anderen Löcher in den Bauch.
Und alles in Farbe, das ist doch die Masche!
Ein Griff zur HB und zur Whiskyflasche.
Nun ratet mit Lembke 'Was bin ich',
Es ist doch nicht schwer:
Ein guter DDR-Staatsfunktionär!

(AK – Aktuelle Kamera, Nachrichtensendung im DDR-Fernsehen;
Was bin ich – das heitere Beruferaten, Quizsendung im Ersten Deutschen
Fernsehen mit Robert Lembke;

Kaffee Mix – Kaffee war von Anfang an Mangelware in der DDR, da die notwendigen Devisen für den Kauf der Kaffeebohnen knapp waren. Kaffee war sehr teuer, 125 Gramm kosteten etwa zehn Mark. In den 1970er Jahren verschlechterte sich die Versorgungslage bei Kaffee. Die Preise auf dem Weltmarkt stiegen. Die scheinbare Lösung des Problems: der „Kaffee Mix“. Er enthielt nur 51 Prozent Kaffeepulver, wurde aber von der Bevölkerung abgelehnt.)

Waldtraut kann als Rentnerin in den Westen fahren und die Familie bekommt viele Pakete von der Westverwandtschaft. 1969 wurde das Farbfernsehen in der DDR eingeführt. Zur Farbübertragung wurde jedoch anders als in Westdeutschland das SECAM-System verwendet. Um Farbsendungen aus dem jeweils anderen Teil Deutschlands in Farbe zu empfangen, war ein Dekoder notwendig, den Waldtraut aus dem Westen mitbringt.

Bis 1980 geht es Waldtraut einigermaßen gut, auch wenn immer wieder Krankenhausaufenthalte notwendig sind. Mit den Nerven ist sie ziemlich fertig. Sie hat auch vor, sich halbtags um ihr erstes Enkelkind Bettina zu kümmern, das im März 1981 zur Welt kam. Geplant war, dass Gaby nach dem halben Jahr bezahlter Freistellung ein halbes Jahr lang halbtags arbeitet (eine Halbtagsstelle zu bekommen war schwierig, in dem Fall und auf sechs Monate befristet, hätte es wohl geklappt) und Bettina erst mit einem Jahr in die Kinderkrippe muss. Dort wurden Kinder bis zu drei Jahren betreut, danach kamen sie in den Kindergarten, die Gruppen waren altersentsprechend, nicht gemischt. Doch dazu fühlt sich Waldtraut dann nicht mehr in der Lage. „*Ich*

hoffe ja, daß ich im Winter doch wieder meinen Kram allein machen kann, auch wenn ich bezweifle, ob es noch mal so wird, wie es war“, schreibt Waldtraut am 11. Oktober 1981.

Anfang 1983 verschlechtert sich ihr Gesundheitszustand zusehends. Am 22. Januar 1984 schreibt Gaby an ihre Cousine Karen: *„Mutti geht es seit einer Woche sehr schlecht. Sie liegt nur und kann sich nicht mehr selbst behelfen. Kommt nicht mehr alleine hoch, mag nicht reden und nicht essen, liegt nur mit geschlossenen Augen da.“* Am 29. Januar 1984 stirbt Waldtraut in der Charité. Die 1972 transplantierte fremde Niere hat bis zum Schluss zufriedenstellend gearbeitet, aber die bis zu fünfzehn verschiedenen, täglich einzunehmenden Medikamente belasteten den Körper und hatten viele Nebenwirkungen, wie Hautveränderungen, Aufschwemmungen, Haarausfall und weitere.

Elf Jahre und zwei Monate hat Waldtraut mit der fremden Niere weiterleben können. „Zu diesem Zeitpunkt waren es lediglich zehn bis fünfzehn Prozent der Patienten, die es zehn Jahre und länger geschafft haben, mit einer fremden Niere zu leben.“ Sie hat erleben dürfen, dass ihr älterer Sohn Peter geheiratet hat, Thomas ist erwachsen geworden und 1981 und 1983 wurden die beiden ältesten Enkel, Bettina und Anja, geboren.

Zur Beisetzung am 4. Februar 1984 begleiteten über einhundert Personen Waldtraut auf ihrem letzten Weg und bekundeten ihre Anteilnahme. Ihre Schwester Erika schreibt am 12. Februar: *„Wenn ich [...] von der Beerdigung bzw. Trauerfeier erzählte, habe ich sehr nach den richtigen Worten suchen müssen [...] würdig und recht! Und das in jeder Hinsicht [...] die Ansprache des Superintendenten war so persönlich und unübertragbar, jedoch in keiner Weise indiskret und wenn sie auch für die Gläubigen bestimmt war, so wandte sie sich doch auch an den Ungläubigen und ließ ihm einen gewissen Raum [...] Wirklich, ein 'erfülltes Leben' ist zu Ende.“*

Jetzt spürt Kurt die Folgen der andauernden Belastung. Ein Kuraufenthalt im April 1984 bringt keine entscheidende Besserung. Am 1. Dezember kommt er ins Krankenhaus und sofort auf die Intensivstation. Nach einer anschließenden Kur ist er im Juni 1985 wieder arbeitsfähig.

Im Februar 1988, mit 61 Jahren, wird er Invalidenrentner.

1988 heiratet er Ruth Lehniger, eine Kollegin vom Rat des Kreises. Beide unternehmen in den gemeinsamen Jahren viele Reisen, die Kurt in seinen Erinnerungen ausführlich beschreibt.

Kurt stirbt am 22. November 2005.



Waldtraut mit Bettina, 1981



Kurt mit Bettina, 1982

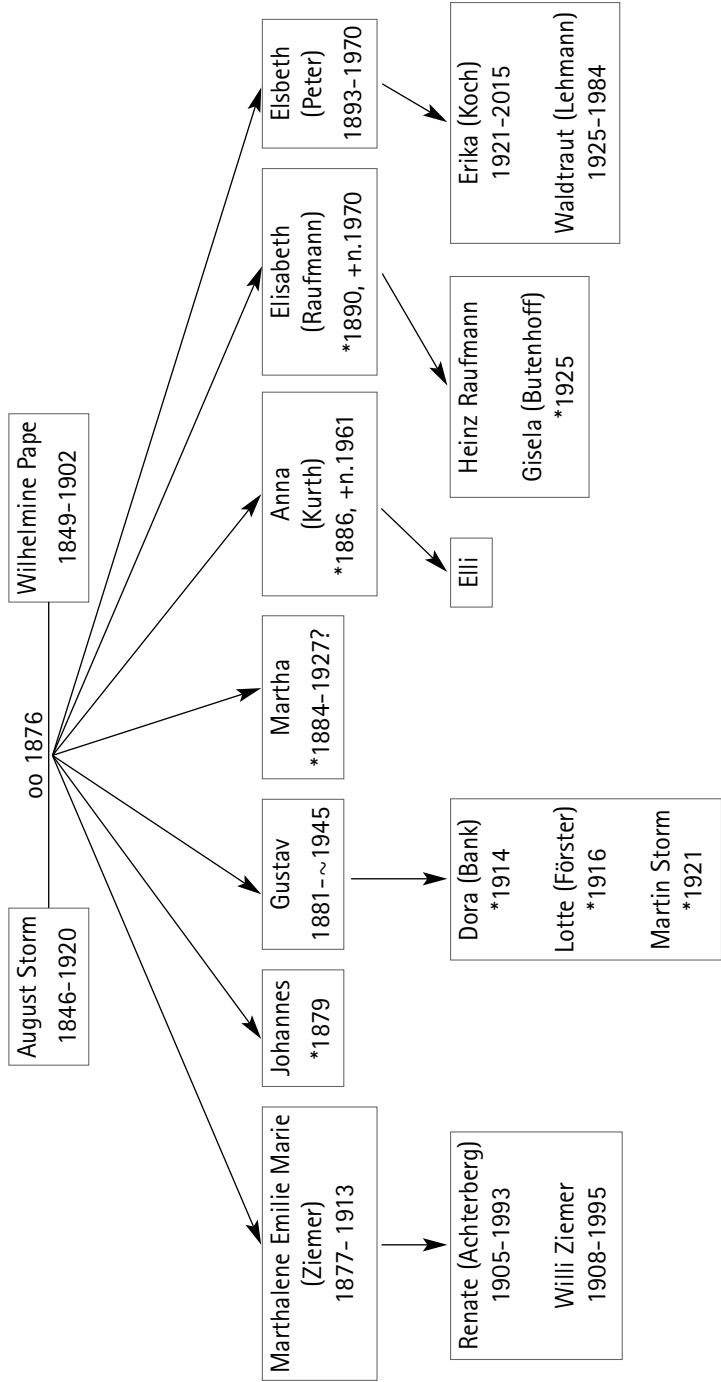


Kurt und Ruth, April 2005

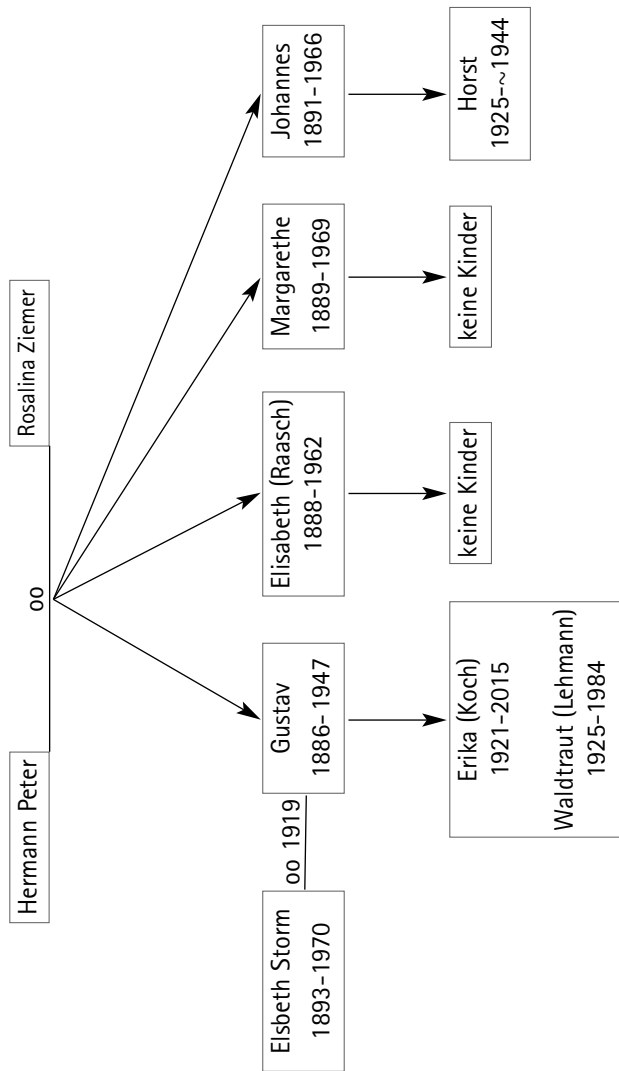


Kurts Beerdigung im November 2005

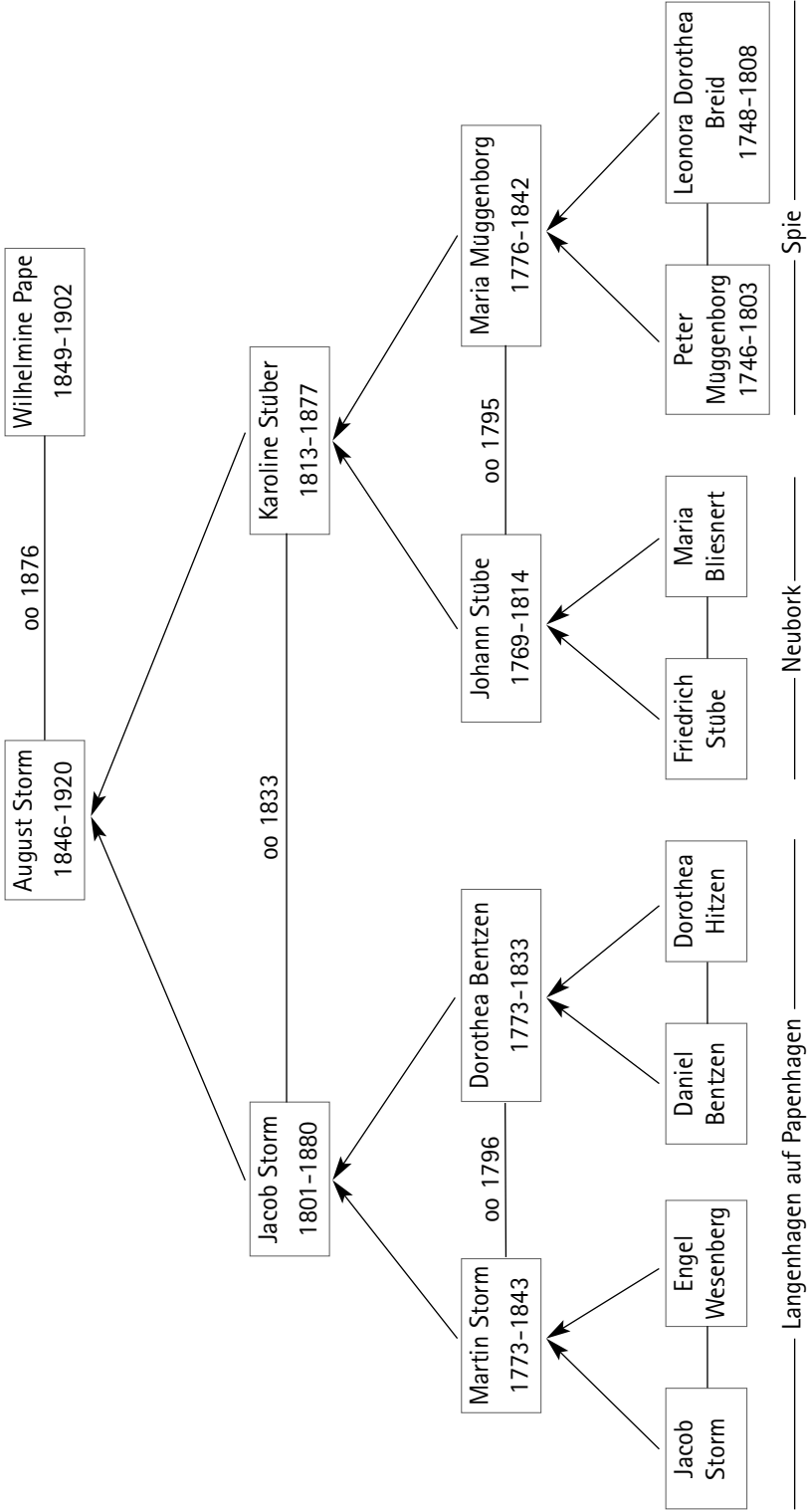
Waldtraut – Verwandtschaft (Storm)



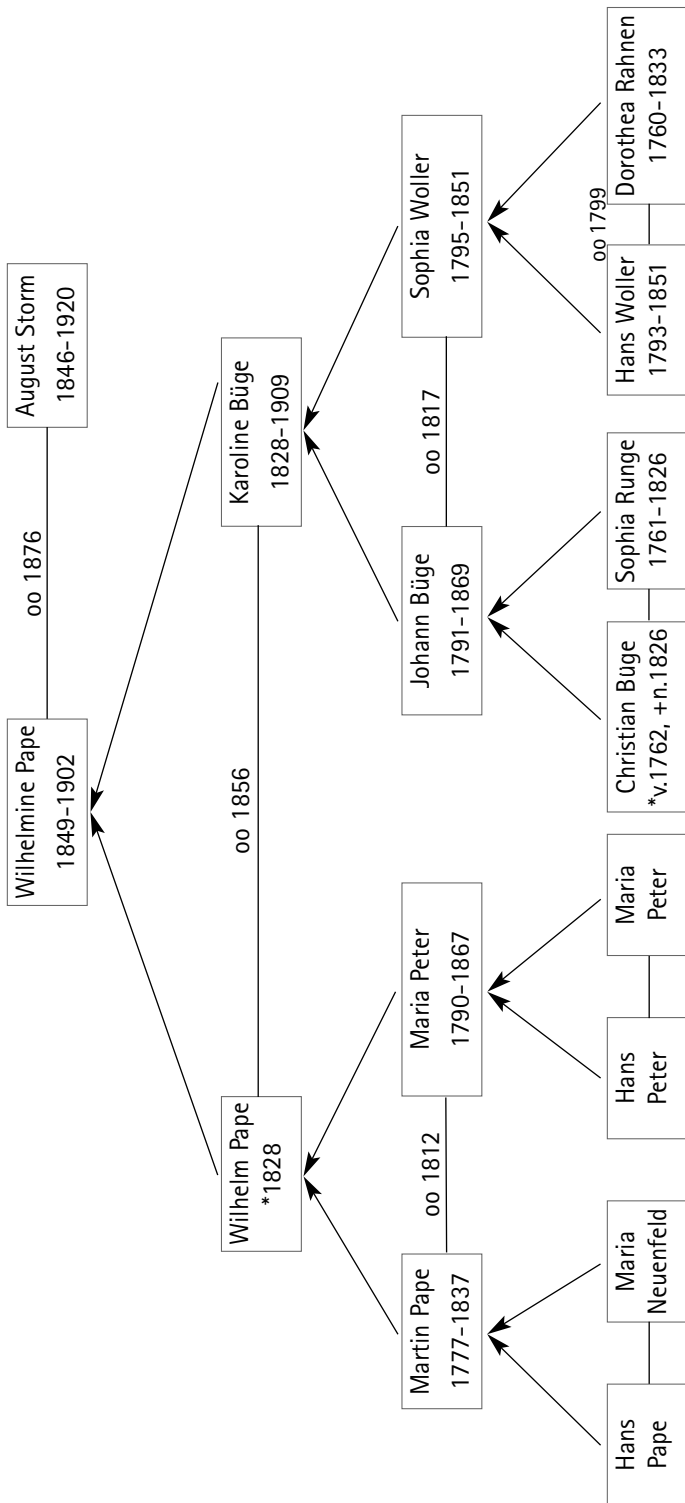
Waldtraut – Verwandtschaft (Peter)



Waldtraut – Vorfahren Storm



Waldtraut – Vorfahren Pape



Zarben

Kurt – Verwandtschaft und Vorfahren

